

**George MacDonald**

# **Die Prinzessin und Curdie**

**(The Princess and Curdie)**

**Deutsch von Jörg Karau**

## Inhalt

Kapitel 1	Der Berg	S. 1
Kapitel 2	Die weiße Taube	S. 5
Kapitel 3	Die Herrin des Silbermondes	S. 9
Kapitel 4	Curdies Eltern	S. 16
Kapitel 5	Die Bergarbeiter	S. 18
Kapitel 6	Der Smaragd	S. 21
Kapitel 7	Was bedeutet schon ein Name?	S. 24
Kapitel 8	Curdies Mission	S. 29
Kapitel 9	Hände	S. 38
Kapitel 10	Die Heide	S. 41
Kapitel 11	Lina	S. 43
Kapitel 12	Mehr Kreaturen	S. 46
Kapitel 13	Die Frau des Bäckers	S. 48
Kapitel 14	Die Hunde von Gwyntystorm	S. 52
Kapitel 15	Derba und Barbara	S. 56
Kapitel 16	Die Hacke	S. 59
Kapitel 17	Der Weinkeller	S. 63
Kapitel 18	Die Küche des Königs	S. 66
Kapitel 19	Das Gemach des Königs	S. 69
Kapitel 20	Gegenverschwörung	S. 74
Kapitel 21	Der Laib	S. 78
Kapitel 22	Der Lordkämmerer	S. 81
Kapitel 23	Dr. Kelman	S. 85
Kapitel 24	Die Prophezeiung	S. 89
Kapitel 25	Die Rächer	S. 93
Kapitel 26	Die Rache	S. 96
Kapitel 27	Mehr Rache	S. 100
Kapitel 28	Der Prediger	S. 104
Kapitel 29	Barbara	S. 107
Kapitel 30	Peter	S. 109
Kapitel 31	Das Opfer	S. 111
Kapitel 32	Das Heer des Königs	S. 113
Kapitel 33	Die Schlacht	S. 116
Kapitel 34	Richtspruch	S. 119
Kapitel 35	Das Ende	S. 121

## Kapitel 1

### Der Berg

Curdie war der Sohn Peters des Bergmanns. Er lebte mit seinen Eltern in einem Häuschen, das auf einen Berg gebaut war, und arbeitete mit seinem Vater im Berg.

Ein Berg ist etwas Merkwürdiges und Schreckliches. In den alten Zeiten hatten die Leute, ohne so viel von der Merkwürdigkeit und Schrecklichkeit der Berge zu wissen wie wir, noch mehr Angst vor ihnen. Aber damals hatten sie noch nicht begonnen zu sehen, daß die Berge ebenso schön wie schrecklich sind, und sie haßten sie – und was die Leute hassen, müssen sie fürchten. Jetzt, da wir gelernt haben, sie mit Bewunderung zu betrachten, empfinden wir nicht genug Furcht vor ihnen. Für mich sind sie ein schöner Terror.

Ich will versuchen, euch zu erzählen, was sie sind. Sie sind Teile des Herzens der Erde, die aus dem Verlies weit unten entkommen und nach oben und hinaus geeilt sind. Denn das Herz der Erde ist eine große sich wälzende Masse, nicht aus Blut wie in den Herzen der Menschen und Tiere, sondern aus glühend heißen, geschmolzenen Metallen und Steinen. Und wie unser Herz uns am Leben erhält, so erhält dieser große Klumpen Hitze die Erde am Leben; es ist eine riesige Kraft aus begrabenem Sonnenlicht – genau das ist es.

Jetzt denkt euch: aus diesem Kessel, wo alle Blasen so groß wie die Alpen wären, wenn er Platz für sein Kochen bekäme, sind bestimmte Blasen herausgesprudelt und entkommen – auf und davon und da standen sie im kühlen, kalten Himmel – Berge. Denkt an die Veränderung und ihr werdet euch nicht mehr wundern, daß an dem bloßen Aussehen der Berge etwas Schreckliches ist: aus der Dunkelheit – denn wo das Licht nichts hat, um darauf zu scheinen, ist es ziemlich dasselbe wie Dunkelheit –, aus der Hitze, aus dem endlosen Tumult kochender Unruhe – hinauf, mit einem plötzlichen Schub himmelwärts, in den Wind und in die Kälte und in den Sternenschimmer, und mit einem Umhang aus Schnee, der wie Hermelin auf dem blau-grünen Panzer der Gletscher liegt; und die große Sonne, ihre Großmutter, dort oben am Himmel; und ihr kleiner alter Onkel, der Mond, der nachts über das Haus gewandert kommt; und immerwährende Stille, außer wenn der Wind die Felsen und Höhlen in eine tosende Orgel für die jungen Erzengel verwandelt, die studieren, wie man die aufgestauten Lobpreisungen ihrer Herzen herausläßt, und die geschmolzene Musik der Bäche, die ständig neugeboren aus den Schößen der Gletscher strömen.

Denkt auch an die Veränderung ihrer Substanz – nicht mehr geschmolzen und weich, sich hebend und senkend und nicht glühend, sondern hart, glänzend und kalt. Denkt an die Geschöpfe, die darauf heruntollen und darin graben und an die Vögel, die ihre Nester darauf bauen, und an die Bäume, die wie Haare aus den Seiten wachsen, um sie zu bekleiden, und an das liebliche Gras in den Tälern und an die reizenden Blumen sogar direkt am Rand ihres Panzers aus Eis, wie die reiche Stickerei unten am Gewand, und denkt an die Flüsse, die in einem Tumult von Weiß und Grün die Täler hinuntergaloppieren! Und neben all diesem denkt

an die schrecklichen Abhänge, die der Wanderer hinunterstürzen und verlorengehen kann, und an die furchtbaren Klüfte von blauer Luft in den Spalten der Gletscher und an die dunklen, tiefen Seen, wie kleine arktische Ozeane mit schwimmenden Eisklumpen bedeckt.

Dies alles außerhalb des Bergs! Aber das Innere – wer kann sagen, was dort liegt? Höhlen von schrecklicher Einsamkeit, ihre Wände kilometerdick, glitzernd mit Erzen von Gold und Silber, Kupfer oder Eisen, Zinn oder Quecksilber, vielleicht besetzt mit kostbaren Steinen –, vielleicht ein Bach mit augenlosen Fischen darin, der fließt, unaufhörlich fließt, kalt und murmelnd, an Böschungen vorbei, die mit Karfunkel und goldenen Topasen überkrustet sind, oder über Kiesel fließt, von denen manche Rubine und Smaragde sind, vielleicht Diamanten und Saphire – wer kann es sagen? – und wer immer es nicht sagen kann, ist frei, es zu denken – alles wartet darauf zu funkeln, wartet Millionen von Jahren – immer schon, seit die Erde von der Sonne wegflog, ein großer Feuerfleck, und anfang abzukühlen.

Dann gibt es Kavernen voll Wasser, betäubend kalt, glühend heiß – heißer als jedes kochende Wasser. Aus manchen dieser Kavernen kann das Wasser nicht hinaus und aus anderen fließt es in Kanälen wie das Blut im Körper; kleine Adern bringen es herunter vom Eis oben in den großen Höhlen im Herzen des Berges, von wo die Arterien es wieder hinauslassen und es in Röhren und Spalten und Kanälen aller Arten und Formen strömt, durch die Masse des Berges hindurch, bis es neugeboren ans Licht springt und die Bergflanke in Sturzbächen hinunterrast und in Flüssen die Täler hinab – hinab, hinab, frohlockend hin zu der mächtigen Lunge der Welt, dem Meer, wo es in Stürmen und Zyklonen herumgewälzt wird, in Wogen hochgetürmt, verdreht in Wasserhosen, an Felsen zu Nebel zerschmettert, geschlagen von Millionen Schwänzen und geatmet von Millionen Kiemen, bis es schließlich, von der Sonne zu Dunst geschmolzen, rein in die Luft gehoben und von den dienenden Winden wieder zurück zu den Berggipfeln und dem Schnee, dem massiven Eis und dem flüssigen Bach getragen wird.

Nun, wenn das Herz der Erde derart unter ihren Kindern hervorstürzt kommt und dabei Gaben von allem mitbringt, was es besitzt, dann stürzen ihre Kinder stracks in es hinein, um zu sehen, was sie dort finden können. Mit Spitzhacke, Spaten und Brechstange, mit bohrendem Meißel und Sprengpulver erzwingen sie ihren Weg zurück: ist es, um zu erforschen, welche Spielsachen sie in ihren längst verschollenen Kinderzimmern gelassen haben? Deshalb werden die Berge, die ihre Häupter in die klare Luft erheben und mit Behausungen der Menschen gesprenkelt sind, in der Dunkelheit ihres Schoßes von den Bewohnern der Häuser, die sie in die Sonne und die Luft hochhalten, durchtunnelt und durchbohrt.

Curdie und sein Vater waren solche Bergleute: Ihre Tätigkeit bestand darin, verborgene Dinge ans Licht zu bringen; sie suchten Silber im Fels, fanden es und trugen es hinaus. Von den vielen anderen kostbaren Dingen in ihrem Berg wußten sie wenig oder nichts. Silbererz war es, das zu finden sie geschickt wurden, und in Dunkelheit und Gefahr fanden sie es. Aber ach, wie süß war die Luft auf der Bergoberfläche, wenn sie bei Sonnenuntergang herauskamen, um zu Frau und Mutter nach Hause zu gehen! Da atmeten sie tief ein!

Die Bergwerke gehörten dem König des Landes und die Bergarbeiter waren seine Diener, die unter seinen Aufsehern und Beamten arbeiteten. Er war ein richtiger König – das heißt, einer, der für das Wohl seines

Volkes regierte und nicht, um sich selbst zu beglücken, und er wollte das Silber nicht, um für sich prächtige Dinge zu kaufen, sondern damit es ihm half, das Land zu verwalten und die Armeen zu bezahlen, die es gegen gewisse unangenehme Nachbarn verteidigten, und die Richter zu entlohnen, die er einsetzte, um dem Volk Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen, auf daß die Leute es selbst lernten und ganz ohne Richter auskämen. Nichts, was aus dem Herzen der Erde geholt werden konnte, hätte für bessere Zwecke verwendet werden können, als das Silber, das die Bergarbeiter des Königs für ihn schürften. Es gab Leute im Land, die es, wenn es in ihre Hände geriet, entwürdigten, indem sie es in einer Truhe einschlossen, und dann wurde es krank und wurde *Mammon* genannt und brütete alle Arten von Streit aus; aber wenn es zuerst die Hände des Königs verließ, machte es niemals anderes als Freunde und hielt die Luft der Welt sauber.

Ungefähr ein Jahr, bevor diese Geschichte beginnt, hatte eine Serie sehr bemerkenswerter Ereignisse gerade geendet. Ich werde so viel von ihnen berichten, wie es dienlich ist, die Wurzeln meiner Erzählung bloßzulegen.

Auf dem Berg, in einer seiner vielen Klauen, stand ein herrschaftliches Haus, halb Gutshaus, halb Schloß, das dem König gehörte, und dorthin war sein einziges Kind, die Prinzessin Irene, gebracht worden, bis sie nahezu neun Jahre alt war, und sie wäre zweifellos viel länger dort geblieben, wären nicht die seltsamen Ereignisse geschehen, die ich erwähnt habe.

In dieser Zeit waren die hohlen Stellen des Berges von Geschöpfen bewohnt, die Kobolde hießen und aus verschiedenen Gründen und auf verschiedene Weise sich unangenehm gegenüber allen aufführten, aber gefährlich gegenüber der kleinen Prinzessin. Hauptsächlich durch die wachsame Hingabe und Energie Curdies wurden ihre Pläne jedoch vollständig durchkreuzt und sie fielen auf sie zurück und führten zu ihrer eignen Vernichtung, so daß jetzt nur sehr wenige von ihnen am Leben waren, und die Bergleute glaubten nicht, daß es noch einen einzigen Kobold im gesamten Inneren des Berges gab.

Der König war so angetan von dem Jungen – der damals fast dreizehn Jahre alt war –, daß er, als er seine Tochter fortbrachte, ihn aufforderte, sie beide zu begleiten; aber er war noch mehr angetan, als er fand, daß der Junge es vorzog, bei seinen Eltern zu bleiben. Er war ein wirklich guter König und wußte, daß die Liebe eines Jungen, der seine Eltern nicht verlassen wollte, statt sich zu einem großen Mann machen zu lassen, zehntausend Angebote, um seinetwillen zu sterben, wert war, und würde sich so erweisen, wenn die rechte Zeit kam. So nahm der König freundlichen Abschied von allen und mit seiner Tochter vor ihm auf dem Pferd ritt er davon.

Als die Prinzessin weg war, befahl Trübsinn den Berg und die Bergarbeiter und Curdie pfiß eine ganze Woche lang nicht. Was seine Verse betraf, so gab es jetzt keine Veranlassung, welche zu machen. Er hatte sie nur gemacht, um die Kobolde zu vertreiben, und sie waren alle weg – gottseidank –, aber die Prinzessin war auch weg! Er hätte es lieber so gehabt, wie es war, und nur der Prinzessin zuliebe doch nicht. Aber wer tüchtig ist, wird bald fröhlich sein, und obwohl die Bergarbeiter den Haushalt des Schlosses vermißten, gelang es ihnen, ohne ihn zurechtzukommen.

Peter und seine Frau waren jedoch durch die Vorstellung bekümmert, sie hätten dem Glück ihres Sohnes im Weg gestanden. Es wäre solch eine feine Sache für ihn und auch für sie gewesen, dachten sie, wenn er mit dem Gefolge des guten Königs mitgeritten wäre. Wie schön er aussah, sagten sie, als er das Pferd des Königs durch den Fluß ritt, den die Kobolde aus dem Berg geschickt hatten! Er hätte bald ein Hauptmann sein können, so glaubten sie! Die guten, lieben Leute dachten nicht daran, daß der Weg zur nächsten Pflicht nur der gerade ist oder daß wir niemals für das phantasierte Wohl unserer Kinder oder Freunde wünschen sollten, sie täten etwas, das wir selbst nicht tun würden, wenn wir an ihrer Stelle wären. Wir müssen recht-schaffenen Verzicht ebenso akzeptieren wie ihn selbst machen.

## Kapitel 2

### Die weiße Taube

Wenn sie im Winter zu Abend gegessen hatten und am Feuer saßen oder wenn sie im Sommer am Ufer des felsenumsäumten Bachs lagen, der durch ihre kleine Wiese dicht bei der Tür ihres Häuschens floß und von der Weiße weit oben, oft in Wolken gehüllt, herunterkam, lenkte Curdies Mutter nicht selten das Gespräch auf eine bestimmte Persönlichkeit, von der gesagt und geglaubt wurde, sie sei bei den jüngsten Ereignissen besonders beteiligt gewesen. Diese Persönlichkeit war die Ur-Ur-Großmutter der Prinzessin, von der diese oft gesprochen hatte, die aber weder Curdie noch seine Mutter jemals gesehen hatte. Curdie konnte sich jedoch erinnern – obwohl es bereits mehr wie ein Traum erschien, als daß er dafür geradestehen konnte, daß es tatsächlich geschehen war –, wie ihn einmal die Prinzessin viele Treppen hinaufgeführt hatte zu etwas, das sie ein schönes Zimmer in der Spitze des Turms nannte, wo sie – wie sollte man es bezeichnen? – das ganze Gebaren durchspielte, ihn ihrer Großmutter vorzustellen, wobei sie jetzt zu ihr und jetzt zu ihm sprach, während er die ganze Zeit nichts als einen kahlen Dachboden sah, einen Haufen schimmliges Stroh, einen Sonnenstrahl und einen verschrumpelten Apfel. Eine Lady, hätte er vor dem König selbst beteuert, jung oder alt, gab es nicht, außer der Prinzessin, die gewiß verärgert war, daß er nicht sehen konnte, was sie zumindest glaubte zu sehen.

Was seine Mutter betraf, so hatte sie einmal, lange bevor Curdie geboren wurde, ein gewisses geheimnisvolles Licht von derselben Art gesehen wie das, von dem Irene sprach und das sie den Mond ihrer Großmutter nannte; und Curdie hatte genau dieses Licht selbst gesehen, als es hoch vom Schloß schien, gerade als der König und die Prinzessin sich verabschiedeten. Seit dieser Zeit hatte niemand etwas gesehen oder gehört, das vermeintlich mit dieser Großmutter zusammenhing. Allerdings hatte niemand, seltsam genug, sie weggehen sehen. Wenn sie solch eine alte Lady war, konnte kaum von ihr erwartet werden, daß sie allein und zu Fuß aufbrach, während das ganze Haus schlief. Dennoch mußte sie natürlich weggegangen sein, denn wenn sie so mächtig war, wäre sie immer bei der Prinzessin, um sich um sie zu kümmern.

Aber als Curdie älter wurde, bezweifelte er immer mehr, daß Irene nicht von einem Traum gesprochen hatte, den sie für die Realität hielt; er hatte sagen gehört, daß Kinder nicht immer zwischen Träumen und tatsächlichen Ereignissen unterscheiden konnten. Gleichzeitig war da das Zeugnis seiner Mutter: was sollte er damit machen? Von seiner Mutter, durch die er alles gelernt hatte, konnte sich ihr pflichtbewußter Sohn nicht vorstellen, sie halte einen Traum für eine Tatsache der wachen Welt.

Deshalb scheute er lieber davor zurück, darüber nachzudenken, und je weniger er darüber nachdachte, desto weniger tendierte er dazu, es zu glauben, wenn er doch darüber nachdachte, und deshalb tendierte er umso weniger dazu, mit seinen Eltern darüber zu sprechen; denn obwohl sein Vater einer dieser Männer war, die für ein Wort, das sie sagen, zwanzig Gedanken denken, war Curdie sich ganz sicher, daß sein Vater eher an seinen Augen zweifelte als an ein Zeugnis seiner Frau.

Es gab keine anderen, mit denen er darüber hätte sprechen können. Die Bergarbeiter waren ein gemischter Haufen – manche gut, manche nicht so gut, manche ziemlich schlecht –, keiner von ihnen so schlecht oder so gut, wie er hätte sein können; Curdie mochte die meisten von ihnen und war der Liebling aller; aber sie wußten wenig von der Oberwelt und von dem, was dort geschah oder was nicht. Sie konnten Silber von Kupfererz unterscheiden; sie verstanden den unterirdischen Gang der Dinge und sie konnten sehr verständig Ausschau halten mit ihren Laternen in den Händen, wenn sie nach diesem oder jenem Anzeichen von Erz suchten oder nach einer Markierung, die ihnen den Weg in den Aushöhlungen der Erde wies; was aber Ur-Ur-Großmütter betraf, so hätten sie Curdie für den Rest seines Lebens wegen der Absurdität verspottet, sich nicht absolut sicher zu sein, daß der ernsthafte Glauben seiner Eltern nichts als lächerlicher Unsinn war. Ja, für sie hätte schon allein das Wort „Ur-Ur-Großmutter“ für eine Woche Gelächter genügt! Ich bin mir nicht sicher, daß sie überhaupt glauben konnten, es gebe solche Personen wie Ur-Ur-Großmütter; sie hatten niemals eine gesehen.

Sie waren keine Gefährten, um die beste Hilfe bei der Entwicklung zu geben, und wie Curdie wuchs, so wuchs in dieser Zeit sein Körper schneller als sein Geist – mit der üblichen Folge, daß er ziemlich dumm wurde – wovon eines der Hauptanzeichen war, daß er immer weniger an Dinge glaubte, die er nie gesehen hatte. Andererseits denke ich nicht, daß er jemals so dumm war, sich einzubilden, dies sei ein Zeichen überlegener geistiger Fähigkeit und Stärke. Dennoch wurde er immer mehr zum Bergarbeiter und immer weniger ein Mensch der Oberwelt, wo der Wind blies. Auf seinem Weg zum Bergwerk und zurück nahm er immer weniger Notiz von Bienen und Schmetterlingen, Nachtfaltern und Libellen, von den Blumen, Bächen und Wolken. Er wandelte sich allmählich zu einem gewöhnlichen Mann.

Es gibt diesen Unterschied zwischen dem Wachsen mancher Menschen und den anderen: in dem einen Fall ist es ein kontinuierliches Sterben, im anderen eine kontinuierliche Wiederbelebung. Jemand der letzteren Art gelangt nach einiger Zeit dazu, sofort zu wissen, ob etwas wahr ist, sobald es ihm begegnet; jemand der ersten Art hat immer mehr Angst davor, hereingelegt zu werden, soviel Angst davor, daß er sich selbst hereinlegt, und gelangt schließlich dazu, an nichts als an sein Mittagessen zu glauben; einer Sache sicher zu sein, heißt für ihn, sie zwischen den Zähnen zu haben.

So war Curdie zu dieser Zeit auf keinem sehr guten Weg. Seine Eltern fanden, das stimmt, keinen Fehler an ihm – und doch – und doch –, keiner von beiden war bereit zu singen, wenn der Gedanke an ihn hochkam. Etwas muß falsch sein, wenn eine Mutter sich dabei erwischt, über die Zeit zu seufzen, als ihr Junge in Röhren steckte, oder ein Vater traurig aussieht, wenn er daran denkt, wie er ihn auf den Schultern zu tragen pflegte. Der Junge sollte wie sein Leben das alte Kind in sein Herz einschließen und bewahren und es niemals loslassen. Trotzdem muß er ein richtiger Mann sein, der Liebling seiner Mutter und mehr noch der Stolz seines Vaters, und mehr. Das Kind ist nicht dazu bestimmt zu sterben, sondern ewig neugeboren zu werden.

Curdie hatte sich einen Bogen und ein paar Pfeile angefertigt und brachte sich bei, mit ihnen zu schießen. Eines Abends im Frühsommer, als er damit in der Hand vom Bergwerk nach Hause ging, blitzte ein Licht an seinen Augen vorbei. Er schaute, und da war im roten Licht der horizontalen Sonne eine schneeweiße Taube,



die sich auf einem Felsen vor ihm niederließ. Dort begann sie sofort, an einem ihrer Flügel zu arbeiten, in dem sich zwei Federn verdreht hatten und eine gewisse Rauheit bewirkten, die dem feinfühligem Geschöpf der Luft unangenehm war.

Es war in der Tat ein liebliches Wesen und Curdie dachte, wie glücklich es sein mußte, wenn es mit einem Aufblitzen durch die Luft flitzte – ein lebender Pfeil aus Licht. Für einen Moment wurde er so eins mit dem Vogel, daß er seinen Schnabel und seine Federn zu spüren schien, wie der eine die anderen ordnete, um wieder zu fliegen, und sein Herz schwoll mit der Freude seiner unwillkürlichen Sympathie. Ein weiterer Moment und der Vogel wäre oben in den Wellen rosigen Lichts gewesen – er bog gerade die kleinen Beine, um zu springen; in diesem Moment fiel er auf den Pfad mit gebrochenem Flügel und blutend durch Curdies grausamen Pfeil.

Mit überschwänglichem Stolz auf seine Geschicklichkeit und mit Freude über seinen Erfolg rannte er hin, um seine Beute aufzuheben. Ich muß zu seinen Gunsten sagen, daß er sie sanft aufhob – vielleicht war es der Beginn seiner Reue. Aber als er das weiße Ding in den Händen hielt – seine Weiße mit einem anderen Rot befleckt als mit jenem der Sonnenuntergangsflut, in der es geschwelgt hatte – ach Gott! wer kennt die Freude eines Vogels, die Ekstase eines Geschöpfes, das weder Lagerhaus noch Scheune hat! – als er es hielt, sagte ich, in seinen siegreichen Händen, schaute das geflügelte Ding hoch in sein Gesicht – und mit solchen Augen fragte, was los war und wo die rote Sonne hingegangen war und die Wolken und der Wind seines Fluges. Dann schlossen sie sich, um sich bald wieder mit derselben Frage in ihnen zu öffnen. Und während sie sich schlossen und öffneten, war ihr Blick auf seinen geheftet. Die Taube flatterte nicht ein einziges Mal oder versuchte wegzukommen; sie bebte nur und blutete und schaute ihn an. Curdies Herz begann in seiner Brust sehr stark anzuschwellen. Was konnte das bedeuten? Sie war nichts als eine Taube und warum sollte er nicht eine Taube töten? Aber Tatsache war, daß er bis zu diesem Augenblick nicht gewußt hatte, was eine Taube ist. Eine ganze Menge Entdeckungen ähnlicher Art muß von den meisten von uns gemacht werden. Noch einmal öffnete sie die Augen – schloß sie dann wieder und ihr Beben hörte auf. Curdie schluchzte einmal auf; ihr letzter Blick erinnerte ihn an die Prinzessin – warum, wußte er nicht. Er dachte daran, wie sehr er sich angestrengt hatte, um sie außer Gefahr zu bringen, und welchen Gefahren sie doch um seinetwillen begegnen mußte; sie waren ihre gegenseitigen Retter gewesen – und was hatte er jetzt gemacht? Er hatte aufgehört zu retten und hatte angefangen zu töten! Wofür war er in die Welt gesandt worden? Bestimmt nicht, um der Tod ihrer Freude und Schönheit zu sein. Er hatte das gemacht, was das Gegenteil von Freude war; er war ein Zerstörer! Er war nicht der Curdie, der er sein sollte!

Dann rauschten die unterirdischen Wasser vom Herzen des Jungen. Und mit den Tränen kam die Erinnerung, daß, gerade bevor die Prinzessin mit ihrem Vater fortging, eine weiße Taube von irgendwo ankam – ja, von der Lampe der Großmutter, und um den König, Irene und ihn selbst herum und dann wegflog; dies könnte gerade diese Taube sein! Schrecklicher Gedanke! Und war sie es nicht, so war es doch eine weiße Taube, die gleiche wie diese. Und wenn die Großmutter eine große Schar Tauben hielt, und weiße, wie Irene ihm erzählt hatte, wessen Taube konnte er dann getötet haben, wenn nicht die der großen alten Prinzessin?

Plötzlich schien alles um ihn herum gegen ihn zu sein. Der rote Sonnenuntergang brannte ihn; die Felsen schauten ihn finster an; der liebe Wind, der sein Gesicht gebadet hatte, als er den Berg hinaufging, hörte auf – als wäre er nicht mehr würdig, geküßt zu werden. War die ganze Welt dabei, ihn auszustoßen? Würde er hier für immer stehen müssen und nicht wissen, was er tun sollte, mit der toten Taube in der Hand? Es sah wirklich schlecht aus. Geriet die ganze Welt in Aufruhr wegen einer Taube – einer weißen Taube?

Die Sonne ging unter. Große Wolken zogen sich im Westen zusammen und kürzten das Zwielflicht ab. Der Wind heulte auf und legte sich wieder. Die Wolken ballten sich dicker zusammen. Dann kam ein Rollen. Er dachte, es sei Donner. Es war ein Felsen, der im Inneren des Berges fiel. Eine Ziege rannte an ihm vorbei den Berg hinunter, gefolgt von einem Hund, der gesandt worden war, sie nach Hause zu holen. Curdie dachte, es seien Koboldkreaturen, und zitterte. Er hatte sie stets gehaßt. Und immer noch hielt er die tote Taube sanft in der Hand.

Es wurde immer dunkler. Ein schlimmes Etwas begann sich in seinem Herzen zu rühren. „Was bin ich für ein Dummkopf!“ sagte er sich. Dann wurde er wütend und wollte gerade den Vogel wegwerfen und pfeifen, als rings um ihn eine Helligkeit erstrahlte. Er hob die Augen und sah eine große Kugel aus Licht – wie Silber in heißester Hitze: er hatte einmal Silber aus dem Schmelzofen fließen gesehen. Sie schien von irgendwo über den Dächern des Schlosses; es mußte der Mond der großen alten Prinzessin sein! Wie konnte sie dort sein? Natürlich war sie nicht dort! Er hatte das ganze Hauspersonal gefragt und niemand wußte etwas von ihr oder ihrer Kugel. Es konnte nicht sein! Und doch, was besagte es, wenn dort die strahlende weiße Kugel war und hier ein toter weißer Vogel in seiner Hand? In diesem Moment flatterte die Taube ein bißchen. „Sie ist nicht tot!“ rief Curdie fast mit einem Schrei. Im selben Augenblick rannte er in schnellstem Tempo zum Schloß, wobei er nicht mit den Fersen auftrat, damit er den armen verletzten Vogel nicht schüttelte.

### Kapitel 3

#### Die Herrin des Silbermondes

Als Curdie das Schloß erreichte und in den kleinen Vorgarten rannte, war dort die Tür weit offen. Das hatte er gehofft, denn was hätte er sagen können, wenn er an sie hätte klopfen müssen? Die, deren Aufgabe es ist, Türen zu öffnen, verstehen sie so oft falsch und machen sie zu! Aber die Frau, die jetzt zuständig war, machte sich häufig mächtiges Kopfzerbrechen über die seltsame Tatsache, daß wie oft auch immer sie die Tür schloß, wofür sie sich wie die anderen eine Menge unnötige Mühe machte, sie sicher war, die Tür, wenn sie beim nächsten Mal zu ihr ging, offen zu finden. Natürlich spreche ich jetzt von der großen Eingangstür; die Hintertür hielt sie beharrlich offen: wenn Leute nur durch *sie* hineingehen konnten, sagte sie, dann würde sie wissen, von welcher Art sie waren und was sie wollten. Aber sie hätte weder gewußt, von welcher Art Curdie war, noch was er wollte, und hätte ihm bestimmt den Eintritt verwehrt, denn sie wußte nichts von der, die im Turm war. Also war die vordere Tür für ihn offen und hinein ging er.

Aber wohin er als nächstes gehen sollte, wußte er nicht. Es war nicht ganz dunkel: ein trübes, glanzloses Zwielflicht füllte die Stätte. Alles was er wußte war, daß er nach oben gehen mußte, und das genügte fürs erste, denn er sah die große Treppe vor sich ansteigen. Als er ihr Ende erreichte, wußte er, daß es noch mehr Treppen geben mußte, denn er konnte nicht in der Nähe der Turmspitze sein. Tatsächlich mußte er bei der Lage der Treppe ein gutes Stück vom Turm entfernt sein. Aber diejenigen, die viel in den Tiefen arbeiten, verstehen die Höhen leichter, denn beide sind in ihrer wahren Natur wirklich ein und dasselbe; Bergarbeiter sind in Bergen und Curdie, der die Wege in den Minen des Königs kannte und seine Aufenthaltsorte in ihnen ermitteln konnte, wußte jetzt seinen Weg im Haus des Königs zu finden. Er kannte dessen Außenseite perfekt und jetzt hatte er die Aufgabe, seine Vorstellung vom Inneren mit dem Äußeren in Übereinstimmung zu bringen.

Deshalb schloß er die Augen und machte sich im Geist ein Bild der Außenseite. Dann kam er zur Tür des Bildes herein und hielt sich die ganze Zeit das Bild vor – denn man kann das im Geiste machen – und übernahm jede Abbiegung der Treppe, immer darauf achtend, sich jedesmal, wenn er das Gesicht wendete, zu erinnern, wie der Turm angelegt war, und dann, als er oben, wo er er stand, bei sich ankam, wußte er genau, wo der Turm war, und ging sofort in die richtige Richtung.

Auf seinem Weg kam er jedoch zu einer weiteren Treppe und die ging er natürlich hoch, wobei er immer noch bei jeder Abbiegung darauf achtete, wo der Turm liegen mußte. Am Ende dieser Treppe war noch eine – das war die Treppe, die die Prinzessin hochgerannt war, als sie das erste Mal, ohne es zu wissen, auf dem Weg war, ihre Ur-Ur-Großmutter zu finden. Am Ende der zweiten Treppe konnte er nicht weitergehen und mußte sich deshalb wieder aufmachen, den Turm zu finden, der, da er sich weit über das übrige Haus erhob, die letzte der Treppen in seinem Inneren haben mußte.

Nachdem er jede Abbiegung bis zur letzten beachtet hatte, wußte er noch recht gut, in welche Richtung er gehen mußte, um ihn zu finden; deshalb verließ er die Treppe und ging den Flur entlang, der, wenn nicht direkt zum Turm, doch näher zu ihm führte. Dieser Flur war ziemlich dunkel, denn er war sehr lang mit nur einem Fenster am Ende, und obwohl es an beiden Seiten Türen gab, waren sie alle geschlossen. In dem ferneren Fenster schimmerte der kalte Osten mit ein paar matten Sternen darin und er sah trostlos und alt aus, braun werdend, als ob er an den Tag dachte, der gerade zu Ende war. Bald bog Curdie in einen anderen Flur ab, der auch ein Fenster an seinem Ende hatte, und in dieses Fenster schien alles, was vom Sonnenuntergang übrig war, nur ein bißchen Asche mit hier und dort einer Spur von Wärme; es war beinahe so traurig wie der Osten, aber es gab einen Unterschied – es dachte ganz klar an morgen.

Aber im Moment hatte Curdie nichts mit heute oder morgen zu tun; seine Angelegenheit waren der Vogel und der Turm, wo die große alte Prinzessin wohnte, der der Vogel gehörte. Deshalb blieb er auf seinem Weg, immer noch ostwärts, und gelangte zu einem Flur, der ihn zu einer Tür führte. Er hatte Angst, sie zu öffnen, ohne erst zu klopfen. Er klopfte, hörte aber keine Antwort. Nichtsdestoweniger bekam er eine, denn die Tür öffnete sich langsam und da war eine schmale Treppe – und so steil, daß auch er, großer Junge, der er war, wie vor ihm die Prinzessin seine Hände nützlich für den Aufstieg fand. Und es war ein langer Aufstieg, aber schließlich erreichte er das oberste Ende – einen kleinen Absatz mit einer Tür vor ihm und einer auf jeder Seite. An welche sollte er klopfen?

Während er zögerte, hörte er das Geräusch eines Spinnrades. Er erkannte es sofort, weil das Spinnrad seiner Mutter vor langer Zeit seine Gouvernante gewesen war und ihn immer noch Dinge lehrte. Es war das Spinnrad, das ihm erstmalig beibrachte, Verse zu machen und zu singen und darüber nachzudenken, ob in seinem Inneren alles richtig war, oder zumindest hatte es ihm bei allen diesen Dingen geholfen. Deshalb war es kein Wunder, daß er ein Spinnrad erkannte, wenn er es singen hörte – selbst obwohl das Lied dieses Rades sich zu dem Lied des Rades seiner Mutter wie ein Paradiesvogel zu anderen Vögeln verhielt.

Er stand lauschend dar, so gebannt, daß er vergaß anzuklopfen, und das Rad drehte sich weiter und weiter, wobei es Lieder und Geschichten in sein Gehirn spann, bis er fast schlief und auch träumte, denn der Schlaf kommt nicht *immer* zuerst. Aber plötzlich kam der Gedanke an den armen Vogel, der die ganze Zeit in seiner Hand gelegen hatte, und das weckte ihn auf und sofort klopfte er.

„Komm herein, Curdie,“ sagte eine Stimme.

Curdie zitterte. Es wurde recht schrecklich. Das Herz, das niemals einer Armee von Kobolden viel Beachtung geschenkt hatte, erbebte bei dem sanften Wort der Aufforderung. Aber da war ja das rotbefleckte weiße Ding in seiner Hand! Er wagte jedoch nicht zu zögern. Sacht öffnete er die Tür, durch die das Geräusch kam, und was sah er? Zuerst nichts – außer tatsächlich einen großen geneigten Schaft aus Mondlicht, der durch ein hohes Fenster hereinkam und auf dem Fußboden ruhte. Er stand da und starrte darauf, wobei er vergaß, die Tür zu schließen.

„Warum kommst du nicht herein, Curdie?“ sagte die Stimme. „Hast du noch nie zuvor Mondlicht gesehen?“ „Niemals ohne einen Mond,“ antwortete Curdie mit zitternder Stimme, aber Mut fassend.

„Gewiß nicht,“ entgegnete die Stimme, die dünn und bebend war, „auch *ich* habe nicht Mondlicht ohne Mond gesehen.“

„Aber draußen ist kein Mond,“ sagte Curdie.

„Ah! Aber du bist jetzt drinnen,“ sagte die Stimme.

Die Antwort stellte Curdie nicht zufrieden, doch die Stimme fuhr fort.

„Es gibt mehr Monde, als du kennst, Curdie. Wo es eine Sonne gibt, da gibt es viele Monde – und von vielerlei Art. Komm herein und sieh aus meinem Fenster und du wirst dich davon überzeugen können, daß dort ein Mond hereinschaut.“

Die Freundlichkeit ihrer Stimme ließ Curdie an sein Benehmen denken. Er schloß die Tür und ging ein paar Schritte auf das Mondlicht zu.

Die ganze Zeit über war immerfort das Geräusch des Spinnrades zu hören und Curdie erblickte jetzt das Rad. Oh, es war solch ein dünnes, zierliches Ding – es erinnerte ihn an ein Spinnennetz in einer Hecke. Es stand in der Mitte des Mondlichts und es schien, als hätte das Licht es nahezu weggeschmolzen. Einen Schritt näher und er sah zusammenschreckend zwei kleine Hände dort am Werk. Und dann schließlich, im Schatten der anderen Seite des Mondlichts, das wie ein Fluß dazwischen lag, sah er eine Gestalt, zu der die Hände gehörten: eine kleine, verhutzelte Kreatur, so alt, daß kein Alter zu hoch erschien, es unter ihr Bild zu schreiben, die auf einem Schemel hinter dem Spinnrad saß, welches neben ihr sehr groß aussah, aber, wie ich sagte, ganz dünn, wie eine langbeinige Spinne, die ihr eigenes Netz hochhält, das das runde Rad selbst war. Sie saß zusammengeschrumpelt da, ein hauchzartes Ding, das scheinbar ein leichter Wind weggeblasen hätte, mehr wie der Körper einer Fliege, den die große Spinne ausgesogen hatte und im Netz hängen ließ, als alles andere, an das ich denken kann.

Als Curdie sie sah, stand er wieder still, größtenteils verwundert, ein bißchen ehrerbietig, ein bißchend zweifelnd und, muß ich hinzufügen, ein bißchen amüsiert über das merkwürdige Aussehen des alten Wunders. Ihr graues Haar vermischte sich mit dem Mondlicht, so daß er nicht sagen konnte, wo das eine begann und das andere aufhörte. Ihr gekrümmter Rücken beugte sich vorwärts über ihre Brust, ihre Schultern verschluckten fast ihren Kopf zwischen sich und ihre beiden kleinen Hände waren genau wie die grauen Krallen einer Henne, wie sie am Faden kratzten, der für Curdie natürlich unsichtbar war. Tatsächlich lachte Curdie innerlich, nur ein bißchen, über den Anblick; und als er daran dachte, wie die Prinzessin immer über ihre gewaltige, großartige alte Großmutter sprach, lachte er mehr. Aber in diesem Augenblick lehnte sich die kleine Lady vorwärts ins Mondlicht und Curdie fing einen kurzen Blick ihrer Augen auf und alles Lachen wich aus ihm.

„Wozu bist du hergekommen, Curdie?“ fragte sie so freundlich wie zuvor.

Da fiel Curdie ein, daß er als Übeltäter dastand und, was das Schlimmste war, als einer, der sein Geständnis noch machen mußte. Jetzt war keine Zeit, damit zu zögern.

„Ach, Ma'am! Sehen Sie mal,“ sagte er und trat ein paar Schritte vor, wobei er die Taube hinhielt.

„Was hast du denn da?“ fragte sie.

Wieder ging Curdie ein paar Schritte weiter und hielt die Hand mit der Taube ins Mondlicht, damit die alte Lady sah, was es war. Als die Strahlen auf die Taube fielen, flatterte sie schwach. Die alte Lady streckte ihre alte Hand aus und nahm die Taube und hielt sie an die Brust und wiegte sie, wobei sie über ihr murmelte, als wäre die Taube ein krankes Baby.

Als Curdie sah, wie bekümmert sie war, tat es ihm noch mehr leid und er sagte:

„Ich wollte nichts Unrechtes tun, Ma'am. Ich habe nicht daran gedacht, daß es Ihre ist.“

„Ah, Curdie! Wenn sie nicht meine wäre, was würde jetzt aus ihr?“ entgegnete sie. „Du sagst, du meinst nichts Unrechtes; meinst du etwas Gutes, Curdie?“

„Nein,“ antwortete Curdie.

„Dann denke daran, daß wer nichts Gutes meint, immer in der Gefahr des Unrechtes ist. Aber ich versuche, mit jedem fair zu sein, und diejenigen, die im Unrecht sind, brauchen es immer viel mehr als diejenigen, die im Recht sind: die kommen auch ohne es aus. Deshalb sage ich für dich, daß du, als du den Pfeil abgeschossen hast, nicht wußtest, was eine Taube ist, Jetzt, wo du es weißt, tut es dir leid. Es ist sehr gefährlich, etwas zu tun, über das man nichts weiß.“

„Aber bitte, Ma'am – ich möchte nicht unhöflich sein oder Ihnen widersprechen,“ sagte Curdie, „aber wenn eine Person niemals etwas tut außer dem, von dem sie weiß, daß es gut ist, müßte sie ihr halbes Leben mit Nichtstun zubringen.“

„Da bist du sehr im Irrtum,“ sagte die alte bebende Stimme. „Wie wenig mußt du nachgedacht zu haben! Du scheinst ja nicht einmal das Gute der Dinge zu kennen, die du dauernd machst. Versteh mich jetzt nicht falsch. Ich meine nicht, daß du gut darin bist, sie zu tun. Es ist eine gute Sache, dein Frühstück zu essen, aber du bildest dir nicht ein, daß es sehr gut von dir ist, es zu essen. Die Sache ist gut – nicht du.“

Curdie lachte.

„Es gibt eine große Menge mehr gute Dinge zu tun als schlechte. Jetzt sag mir, welche schlechten Sachen du heute gemacht hast außer dieser schmerzhaften Verletzung meiner kleinen weißen Freundin.“

Während sie sprach, war Curdie in eine Art Träumerei versunken, in der er kaum wußte, ob es die alte Lady war oder sein Herz, wer oder was sprach. Und als sie ihm diese Frage stellte, war er zumindest geneigt, sich im großen und ganzen für einen sehr guten Burschen zu halten. „Ich glaube wirklich nicht, daß ich den ganzen Tag sonst etwas getan habe, das sehr schlecht war,“ sagte er sich. Aber gleichzeitig konnte er nicht das ehrliche Gefühl haben, daß er würdig war, dafür einzustehen. Ganz plötzlich schien ein Licht in seinen Geist einzubrechen und er wachte auf und da war das verwelkte kleine Atom von alter Lady auf der anderen Seite des Mondlichts und da war das Spinnrad, das in dessen Mitte immerfort sang!

„Jetzt weiß ich, Ma'am! Jetzt verstehe ich,“ sagte er. „Danke, Ma'am, daß Sie es mit Ihrem Rad in mich eingesponnen haben. Ich sehe jetzt, daß ich den ganzen Tag Falsches gemacht habe und auch so viele andere Tage! Wirklich, ich weiß nicht, wann ich jemals Richtiges gemacht habe, und doch scheint es, als ob ich manchmal Richtiges gemacht und vergessen habe, wie. Als ich Ihren Vogel tötete, wußte ich nicht, daß ich Falsches machte, einfach weil ich immer Falsches machte und das Falsche mich völlig durchtränkt hatte.“

„Was für Falsches hast du denn den ganzen Tag gemacht, Curdie? Es ist besser, auf den Punkt zu kommen, weißt du,“ sagte die alte Lady und ihre Stimme war noch freundlicher als zuvor.

„Ich habe das Falsche gemacht, nie besser sein zu wollen oder es zu versuchen. Und jetzt sehe ich, daß ich lange Zeit die Dinge habe laufen lassen, wie sie wollten. Was immer mir in den Kopf kam, machte ich, und was nicht kam, machte ich nicht. Ich habe nie etwas weggeschickt und nie nach etwas Ausschau gehalten, ob es kam. Ich habe meine Mutter nicht beachtet – oder meinen Vater. Und wenn ich jetzt daran denke, weiß ich, daß ich sie oft habe besorgt gesehen, und ich habe mich nie gefragt, was los sei. Und jetzt verstehe ich auch, daß ich nicht gefragt habe, weil ich ahnte, daß es etwas mit mir und meinem Verhalten zu tun hatte und ich nicht die Wahrheit hören wollte. Und ich weiß, daß ich über meine Arbeit gemurrt und hundert andere Dinge gemacht habe, die falsch sind.“

„Du hast es begriffen, Curdie,“ sagte die alte Lady mit einer Stimme, die beinahe klang, als hätte sie geweint. „Wenn Leute nicht besser sein möchten, dann müssen sie alles falsch machen. Ich bin so froh, daß du auf meinen Vogel geschossen hast.“

„Ma'am!“ rief Curdie. „Wie können Sie!“

„Weil es dich dazu gebracht hat zu sehen, wie du warst, als du es getan hast, und wie du wieder werden wirst, nur schlimmer, wenn du nicht aufpaßt. Jetzt, da es dir leid tut, wird es meinem armen Vogel besser gehen. Kopf hoch, mein Täubchen.“

Die Taube flatterte und breitete einen der rotbefleckten Flügel über die Brust der alten Lady.

„Ich werde den kleinen Engel heilen,“ sagte sie, „und in ein oder zwei Wochen wird er wieder fliegen. Deshalb kannst du wegen der Taube unbesorgt sein.“

„Oh danke! Danke!“ rief Curdie. „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll.“

„Dann will ich es dir sagen. Es gibt nur eine Sache, die mir wichtig ist. Tu Besseres und werde besser und sei besser. Und töte niemals etwas ohne einen guten Grund.“

„Ma'am, ich werde meinen Bogen und die Pfeile holen und Sie sollen sie selbst verbrennen.“

„Ich habe kein Feuer, das deinen Bogen und deine Pfeile verbrennen würde, Curdie.“

„Dann verspreche ich, alles morgen früh unter dem Porridgetopf meiner Mutter zu verbrennen.“

„Nein, nein, Curdie. Behalte sie und übe mit ihnen jeden Tag und werde ein guter Schütze. Es gibt viele schlechte Dinge, die getötet werden müssen, und ein Tag wird kommen, an dem sich dein Bogen als nützlich erweist. Aber ich muß erst sehen, ob du machen wirst, was ich dir sage.“

„Das werde ich!“ sagte Curdie. „Was ist es, Ma'am?“

„Nur etwas nicht tun,“ antwortete die alte Lady. „Solltest du irgend jemanden über mich sprechen hören, niemals lachen oder über mich spotten.“

„Oh, Ma'am!“ rief Curdie, schockiert, daß sie solchen einen Wunsch für notwendig hielt.

„Halt, halt,“ fuhr sie fort. „Leute hier erzählten manchmal sehr seltsame und tatsächlich lächerliche Geschichten von einer alten Frau, die beobachtet, was vor sich geht, und gelegentlich eingreift. Sie meinen mich, obwohl das, was sie sagen, oft großer Unsinn ist. Was ich jetzt von dir möchte, ist, nicht zu lachen oder

auf irgendeine Weise ihre Partei zu ergreifen; denn sie werden denken, es bedeute, du würdest auch kein bißchen mehr als sie glauben, daß es solch eine Person gibt. Das wäre aber nicht der Fall – nicht wahr, Curdie?“

„Nein, gewiß nicht, Ma'am. Ich habe Sie gesehen.“

Die alte Frau lächelte sehr seltsam.

„Ja, du hast mich gesehen,“ sagte sie. „Aber denke daran,“ fuhr sie fort, „ich möchte nicht, daß du irgend etwas sagst – nur den Mund hältst und nicht ihre Partei zu ergreifen scheinst.“

„Das wird einfach sein,“ sagte Curdie, „jetzt, wo ich Sie mit eigenen Augen gesehen habe, Ma'am.“

„Vielleicht nicht so einfach, wie du denkst,“ sagte die alte Lady mit einem weiteren merkwürdigen Lächeln.

„Ich möchte deine Freundin sein,“ fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „aber ich weiß noch nicht so recht, ob du mich läßt.“

„Das will ich durchaus, Ma'am,“ sagte Curdie.

„Das herauszufinden bleibt mir vorbehalten,“ entgegnete sie mit noch einem seltsamen Lächeln. „Aber bis dahin kann ich nur sagen: komm wieder zu mir, wenn du dich in irgendeiner Schwierigkeit befindest, und ich werde sehen, was ich für dich tun kann – aber das *Können* hängt von dir ab. Ich freue mich mächtig über dich, daß du meine Taube gebracht und dein Bestes getan und richtiggestellt hast, was du falsch gemacht hattest.“

Während sie sprach, hielt sie ihm ihre Hand hin und als er sie nahm, gebrauchte sie seine, um sich an ihr von ihrem Schemel hochzuziehen, und – wann oder wie es zustande kam, konnte Curdie nicht sagen – im selben Moment stand vor ihm eine große, starke Frau – offensichtlich sehr alt, aber so beeindruckend wie sie alt war, und nur *ziemlich* streng aussehend. Jede Spur von Hinfälligkeit und Welkheit, die sie zeigte, als sie wie ein Gewebe über ihrem Rad schwebte, war verschwunden. Ihr Haar war sehr weiß, aber es hing in großer Fülle um ihren Kopf und glänzte im Mondlicht wie Silber. Aufrecht wie ein Pfeiler stand sie vor dem erstaunten Jungen und der verwundete Vogel hatte jetzt beide Schwinge über ihre Brust gebreitet wie ein bedeutsames mystisches Ornament aus mattem Silber.

„Ach, jetzt kann ich Sie niemals vergessen!“ rief Curdie. „Ich sehe jetzt, was Sie wirklich sind!“

„Habe ich dir nicht die Wahrheit gesagt, als ich an meinem Spinnrad saß?“ sagte die alte Lady.

„Ja, Ma'am,“ antwortete Curdie.

„Ich kann nicht mehr tun, als dir jetzt die Wahrheit zu sagen,“ entgegnete sie. „Es ist in der Tat eine schlechte Sache, jemanden zu vergessen, der uns die Wahrheit gesagt hat. Nun geh.“

Curdie gehorchte und machte ein paar Schritte zur Tür.

„Bitte, Ma'am – wie soll ich Sie nennen?“ wollte er sagen, aber als er sich umdrehte, um zu sprechen, sah er niemanden. Ob sie dort war oder nicht, konnte er jedoch nicht sagen, denn das Mondlicht war verschwunden und der Raum völlig dunkel. Große Furcht, wie er sie zuvor gekannt hatte, überkam und überwältigte ihn beinahe. Er tastete seinen Weg zur Tür und kroch die Treppe hinunter – in Zweifel und Besorgnis, wie er im Dunkeln seinen Weg aus dem Haus finden sollte. Und die Treppe schien so viel länger zu sein als bei seinem



Hochsteigen. Und das war kein Wunder, denn hinunter und hinunter ging er, bis schließlich sein Fuß an eine Tür stieß, und als er sich aufrichtete und sie öffnete, fand er sich unter dem sternklaren, mondlosen Himmel am Fuß des Turms wieder.

Er entdeckte bald den Weg aus dem Garten, mit dem er schon seine Bekanntschaft gemacht hatte, und nach ein paar Minuten erstieg er mit einem feierlichen und fröhlichen Herzen den Berg. Es war ziemlich dunkel. Aber er kannte den Weg gut. Als er an dem Felsen vorbeikam, von dem die arme Taube durch seinen Pfeil verwundet gefallen war, erfüllte sein Herz eine große Freude bei dem Gedanken, daß er von dem Blut des kleinen Vogels erlöst war, und er rannte die nächsten hundert Meter in vollem Tempo den Berg hoch. Ein paar dunkle Schatten passierten ihn; er mochte nicht einmal daran denken, was sie waren, sondern ließ sie laufen. Als er zu Hause ankam, fand er seine Eltern mit dem Abendessen auf ihn warten.

## Kapitel 4

### Curdies Eltern

Die Augen der Väter und Mütter sind schnell darin, das Aussehen ihres Kindes zu deuten, und als Curdie das Haus betrat, sahen seine Eltern sofort, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war. Als er zu seiner Mutter sagte: „Entschuldigt bitte, daß ich so spät komme“, lag etwas in dem Ton jenseits der Höflichkeit, das ihnen zu Herzen ging, denn es schien von dem Ort zu kommen, wo alle schönen Dinge geboren wurden, bevor sie anfangen, auf dieser Welt zu wachsen. Als er den Stuhl seines Vaters an den Tisch rückte – eine Aufmerksamkeit, die er ihm lange Zeit nicht erwiesen hatte –, dankte Peter ihm mit mehr Erkenntlichkeit, als der Junge jemals im ganzen Leben gespürt hatte. Es war eine Kleinigkeit, es für den Mann zu tun, der ihm gedient hatte, seit er geboren wurde, aber ich vermute, daß es nichts gibt, wofür ein Mann so dankbar sein kann wie das, worauf er das meiste Recht hat.

Da war eine Veränderung bei Curdie und Vater und Mutter spürten, daß es dafür eine Erklärung geben mußte, und sie waren deshalb ziemlich sicher, daß er ihnen etwas zu erzählen hatte. Denn ist das Gemüt eines Kindes völlig in Ordnung, ist es nicht wahrscheinlich, daß es etwas vor den Eltern verheimlichen möchte. Aber die Geschichte des Abends war für Curdie zu ernst, um mit ihr sofort vollständig herauszukommen.. Er mußte warten, bis sie ihr Porridge gegessen hatten und die Angelegenheiten dieser Welt für den Tag erledigt waren.

Aber als sie auf dem grasbewachsenen Ufer des Baches saßen, der so lieblich über die großen Steine seines felsigen Bettes holperte, denn die ganze Wiese lag oben auf einem riesigen Felsen, da spürte Curdie, daß die richtige Stunde gekommen war, um mit seinen Eltern das Wunderbare zu teilen, das ihm begegnet war. Es war vielleicht die schönste aller Stunden im Jahr. Der Sommer war jung und sanft und dies war der wärmste Abend, den sie bis jetzt gehabt hatten – dämmerig, unten sogar dunkel, während oben die Sterne hell, groß und deutlich im schwärzesten blauen Himmel standen. Die Nacht kam dicht an sie heran und umfing sie in einem allgemeinen Arm der Liebe, und obwohl sie weder sprach noch lächelte, schien sie ganz Auge und Ohr zu sein, schien zu sehen und zu hören und alles zu wissen, was sie sagten und taten. Es ist eine Art, die die Nacht manchmal hat, und es gibt einen Grund dafür. Das einzige Geräusch war das des Baches, denn es wehte kein Wind und es gab keine Bäume für ihn, um seine Musik auf ihnen zu spielen, wenn er geweht hätte, denn das Haus stand hoch oben auf dem Berg auf einer großen Schulter aus Stein, wo keine Bäume wuchsen.

Dort, zur Begleitmusik des Wassers, wie es hinunter ins Tal und zum Meer eilte, wobei es eifrig von tausend wahren Dingen sprach, die es nicht verstehen konnte, erzählte Curdie den Eltern seine Geschichte. Was für eine Welt war zwischen den Eingang zum Bergwerk und das Haus seiner Mutter geschlüpft! Keiner von ihnen sagte ein Wort, bis er geendet hatte.

„Was soll ich denn davon halten, Mutter? Es ist so seltsam!“ sagte er und verstummte.

„Es ist leicht genug zu verstehen, was Curdie davon zu halten hat – stimmt's, Peter?“ sagte die gute Frau und wandte das Gesicht zu dem, was sie von ihrem Mann sehen konnte.

„So scheint es mir,“ antwortete Peter mit einem Lächeln, das nur die Nacht sah, aber seine Frau spürte es im Ton seiner Worte. Sie waren das glücklichste Paar in diesem Land, weil sie immer einander verstanden, und das lag daran, daß sie immer dasselbe meinten, und das lag daran, daß sie immer das, was fair, wahr und richtig war, mehr liebten, nicht als irgend etwas anderes, sonder als alles andere zusammengenommen.

„Dann sagst du es Curdie?“ sagte sie.

„Du kannst am besten reden, Joan,“ sagte er. „Du sagst es ihm und ich werde zuhören – und lernen, wie das zu sagen, was ich denke,“ fügte er hinzu.

„Ich,“ sagte Curdie, „weiß nicht, was ich denken soll.“

„Das spielt keine große Rolle,“ sagte seine Mutter. „Wenn du nur weißt, was du von einer Sache hältst, weißt du bald genug, was du darüber denkst. Ich brauche dir wohl nicht erst zu sagen, Curdie, was du damit zu machen hast?“

„Ich vermute, du meinst, Mutter,“ antwortete Curdie, „daß ich machen muß, was die alte Lady mir gesagt hat?“

„Das ist es, was ich meine; was soll es sonst sein? Habe ich nicht recht, Peter?“

„Völlig recht, Joan,“ erwiderte Peter, „soweit mein Urteil reicht. Es ist eine sehr seltsame Geschichte, aber es geht nicht darum, sie zu glauben, denn Curdie weiß, worum es für ihn ging.“

„Und du erinnerst dich, Curdie.“ sagte seine Mutter, „daß du, als dich die Prinzessin zuvor einmal auf diesen Turm brachte und dort mit ihrer Ur-Ur-Großmutter sprach, ganz wütend über sie heimgekommen bist und gesagt hast, daß nichts dort war als eine alte Wanne, ein Haufen Stroh – oh, ich erinnere mich sehr gut an dein Inventar – eine alte Wanne, ein Haufen Stroh, ein verschrumpelter Apfel und ein Sonnenstrahl. Deinen Augen zufolge war das alles, was es in dem großen, alten, muffigen Dachstuhl gab. Aber jetzt hast du einen Blick auf die alte Prinzessin selbst gehabt!“

„Ja, Mutter, ich *habe* sie gesehen – oder wenn nicht –“ sagte Curdie sehr nachdenklich – dann begann er von neuem. „Das Schwerste zu glauben, obwohl ich es mit eigenen Augen gesehen habe, war es, als das dünne, hauchzarte Geschöpf, das beinahe im Mondlicht zu schweben schien wie ein Stück des Silberpapiers, das man über Bilder tut, oder wie ein Taschentuch aus Spinnweben, meine Hand ergriff und aufstand. Sie war größer und kräftiger als du, Mutter, um so viel! – jedenfalls sah sie so aus.“

„Und sie war es ganz gewiß, Curdie, wenn sie so aussah,“ sagte Mrs. Peterson.

„Na ja, ich gebe zu,“ erwiderte ihr Sohn, „daß diese eine Sache, wenn es keine andere gab, mich zweifeln ließe, ob ich nicht am Ende doch träumte, obwohl ich meinte, völlig wach zu sein.“

„Es steht mir natürlich nicht zu,“ antwortete seine Mutter, „zu sagen, ob du geträumt hast oder nicht, wenn du selbst Zweifel hast; aber es läßt mich nicht denken, daß ich träume, wenn ich im Sommer einen Bund der

Gartenwicke in der Hand halte, die mein Herz mit ihrer Farbe und ihrem Duft froh macht, und an das trockene, verwelkt aussehende Ding denke, das ich im Frühjahr an derselben Stelle in das Loch gesteckt habe. Ich denke nur, wie wundervoll und entzückend das alles ist. Es scheint gerade so voll von Vernunft zu sein wie von Wundern. Wie es gemacht wird, kann ich nicht sagen, nur daß es da ist! Und da ist noch dies, Curdie – woran zu denken du nicht so bereit bist –, daß wenn du zu deinen Eltern nach Hause kommst und sie finden dich, wie du dich mehr wie ein lieber, guter Sohn aufführst, als du es für lange Zeit gemacht hast, sie jedenfalls wohl nicht denken, du hättest nur geträumt.“

„Dennoch,“ sagte Curdie und sah ein bißchen beschämt aus, „könnte ich meine Verpflichtung geträumt haben.“

„Dann träume oft, mein Sohn; denn es muß mehr Wahrheit in deinen Träumen sein als in deinen wachen Gedanken. Aber wie diese Dinge auch immer sein mögen – dieser eine Punkt bleibt gewiß: es kann nicht schaden zu tun, was sie dir gesagt hat. Und in der Tat, bis du sicher bist, daß es solche Person nicht gibt, bist du verpflichtet, es zu tun, denn du hast es versprochen.“

„Mir scheint,“ sagte sein Vater, „daß wenn in einem Traum eine Lady zu dir kommt und dir sagt, nicht über sie zu sprechen, wenn du wach bist, ist das wenigste, was du tun kannst, deinen Mund zu halten.“

„Stimmt, Vater! Ja, Mutter, ich werde es machen,“ sagte Curdie.

Dann gingen sie ins Bett und der Schlaf, der die Nacht der Seele ist, nahm sie in die Arme und ließ sie sich wohlfühlen.

## Kapitel 5

### Die Bergarbeiter

Es verstärkte Curdies Gefühl des Seltsamen der ganzen Angelegenheit sehr, daß am nächsten Morgen, als sie im Bergwerk arbeiteten, die Gruppe, zu der er und sein Vater gehörten, anfang, über alle Arten wundersamer Geschichten zu reden, die im Land umliefen, gerade als hätten die Männer gewußt, was ihm am Abend zuvor begegnet war, aber sie sprachen vor allem natürlich über diejenigen Geschichten, die mit den Bergwerken zu tun hatten und mit den Bergen, in denen sie sich befanden. Ihre Frauen und Großmütter waren ihre hauptsächlichsten Autoritäten. Denn wenn sie an ihren heimischen Herden saßen, hörten sie ihre Frauen den Kindern die nämlichen Geschichten – mit kleinen Unterschieden – erzählen, die sie von ihren Müttern und Großmüttern in dem einen oder anderen derselben Häuser hatten erzählen hören, und hier und da eine, die sie zuvor nicht gehört hatten.

Schließlich kamen sie auf ein gewisses merkwürdiges Wesen zu sprechen, das sie Alte Mutter Wotherwop nannten. Manche sagten, ihre Frauen hätten sie gesehen. Wie sie sprachen, schien es, daß niemand sie mehr als einmal gesehen hatte. Manche ihrer Mütter und Großmütter hatten sie jedoch auch gesehen und alle hatten ihnen Geschichten über sie erzählt, als sie Kinder waren. Sie sagten, sie könne jede Gestalt annehmen, die sie wollte, aber in Wirklichkeit sei sie eine verhutzelte alte Frau, so alt und verhutzelt, daß sie so dünn wie ein Sieb mit einer Lampe dahinter war; daß sie nie außer nachts gesehen wurde und wenn etwas Schreckliches geschehen war oder geschehen würde – wie das Einfallen der Decke eines Bergwerks oder das Einbrechen von Wasser in die Mine.

Sie war mehr als einmal gesehen worden – es war immer in der Nacht – neben einem Brunnen, auf dessen Rand sie saß, sich über ihn lehnte und das Wasser mit dem Zeigefinger rührte, der sechsmal länger war als alle übrigen. Und wer Monate danach aus dem Brunnen trank, wurde mit Sicherheit krank. Da fügte einer der Arbeiter jedoch hinzu, er erinnere sich, wie seine Mutter sagte, daß wer immer mit schlechter Gesundheit aus dem Brunnen trank, mit Sicherheit gesünder wurde. Aber die Majorität stimmte überein, daß die erste Version der Geschichte die richtige war – denn war die Person nicht eine Hexe, eine alte hassende Hexe, deren Ergötzung es war, Unheil zu stiften? Einer sagte, er habe gehört, daß sie manchmal die Gestalt einer jungen Frau annahm, so schön wie ein Engel, und dann am allergefährlichsten war, denn sie machte jeden Mann, der sie anschaute, stockblind.

Peter erlaubte sich die Frage, ob sie nicht genauso wahrscheinlich ein Engel sein könnte, der die Gestalt einer alten Frau annahm, wie eine alte Frau, die die Gestalt eines Engels annahm. Aber niemand außer Curdie, der mit aller Gewalt schwieg, sah einen Sinn in der Frage. Sie sagten, eine alte Frau wäre wohl sehr froh, sich zu einer jungen zu machen, aber wer hatte jemals von einer jungen und schönen gehört, die sich alt und häßlich machte?

Peter fragte, warum so viele eher bereit waren, das Schlechte, das von ihr behauptet wurde, zu glauben als das Gute. Weil sie schlecht war, antworteten sie. Er fragte, warum sie glaubten, sie sei schlecht, und sie erwiderten, weil sie Schlechtes tue. Als er fragte, woher sie das wüßten, sagten sie, weil sie eine schlechte Kreatur sei. Selbst wenn sie es nicht wüßten, sagten sie, eine Frau wie die sei so viel wahrscheinlicher schlecht als gut. Warum ging sie nachts herum? Warum erschien sie nur hin und wieder und bei solchen Gelegenheiten? Einer fuhr damit fort zu erzählen, wie eines nachts, als sein Großvater eine tolle Zeit mit seinen Freunden im Marktflecken gehabt hatte, sie ihn auf seinem Heimweg so behandelte, daß der arme Mann nie wieder bis zum Tag seines Todes einen Tropfen Stärkeres als Wasser trank. Sie schleppte ihn in einen Sumpf und walkte ihn darin auf und ab, bis er fast tot war.

„Ich vermute, daß’ es ihre Art war, ihm nahezubringen, was für eine gute Sache Wasser ist,“ sagte Peter; aber der Mann, der starke Getränke schätzte, verstand den Witz nicht.

„Man sagt doch,“ meinte ein anderer, „daß sie in dem alten Haus da drüben gewohnt hat, seit die kleine Prinzessin es verlassen hat. Man sagt auch, daß die Hauswirtschafterin alles darüber weiß und mit der alten Hexe unter einer Decke steckt. Ich habe keinen Zweifel, daß sie zusammen auf Besenstielen viel schöne frische Luft schnappen. Aber ich habe auch keinen Zweifel, daß es alles Unsinn ist und daß es solche Person überhaupt nicht gibt.“

„Als unsere Kuh starb,“ sagte ein anderer, „wurde sie gesehen, wie sie in derselben Nacht im Kuhstall immer rund herum ging. Allerdings hinterließ sie ein feines Kalb – die Kuh meine ich, nicht die Hexe. Ich frage mich, warum sie das nicht auch getötet hat, denn es wird eine weit bessere Kuh sein als seine Mutter je war.“

„Eines nachts traf meine Alte auf sie, nicht lange bevor das Wasser ins Bergwerk einbrach, wie sie auf einem Stein am Berghang saß mit einer ganzen Versammlung von Kobbeln um sie herum. Als sie meine Frau sahen, flitzten sie alle weg, so schnell sie rennen konnten, und wo die Hexe gesessen hatte, war nichts zu sehen als ein verdorrter Farnbusch. Ich selbst hatte keinen Zweifel, daß sie die Kobbeln dazu verleitete.“

Und so fuhren sie mit einer törichten Geschichte nach der anderen fort, während Peter ab und zu ein Wort einwarf und Curdie gewissenhaft schwieg. Aber sein Schweigen zog schließlich Aufmerksamkeit auf sich und einer sagte:

„Komm, Jung Curdie, was denkst du darüber?“

„Woher weißt du, daß ich über irgend etwas denke?“ ragte Curdie.

„Weil du nichts sagst.“

„Folgt dann daraus, daß ihr soviel sagt, ihr überhaupt nicht denkt?“ sagte Curdie.

„Ich weiß, was er denkt,“ sagte einer, der noch nicht gesprochen hatte; „er denkt, was für Dummköpfe ihr seid, daß ihr solchen Blödsinn redet; als ob es jemals solch eine alte Frau gab oder geben könnte, wie ihr sagt! Ich bin sicher, daß Curdie es besser weiß als alle, was das betrifft.“

„Ich denke,“ sagte Curdie, „es wäre besser, wenn derjenige, der irgend etwas über sie sagt, ganz sicher ist, daß es stimmt, für den Fall, daß sie ihn hört und nicht gern verlästert wird.“

„Aber würde es ihr besser gefallen, wenn es wahr ist?“ sagte derselbe Mann. „Wenn sie ist, was man sagt – ich weiß es nicht – aber ich habe nie einen Mann gekannt, der nicht in Wut geriet, wenn er genau das genannt wurde, was er war.“

„Wenn schlechte Dinge von ihr wahr wären,“ sagte Curdie, „würde ich nicht zögern, sie auszusprechen, denn ich werde niemals vor der Angst vor etwas, das schlecht ist, klein beigeben. Ich vermute jedoch, daß von den Dingen, die man erzählt, sich herausstellte, daß sie nichts als Gutes enthalten, wenn wir alles über sie wüßten; und ich will kein weiteres Wort sagen aus Furcht, daß ich etwas sage, das nicht in ihrem Sinne ist.“

Alle brachen in lautes Lachen aus.

„Hört den Pfarrer!“ riefen sie. „Er glaubt an die Hexe! Ha! Ha!“

„Er hat vor ihr Angst!“

„Und sagt, alles was sie macht, ist gut!“

„Er will sich mit ihr anfreunden, damit sie ihm hilft, die Silberader zu finden.“

„Gebt mir meine Augen und eine gute Wünschelrute statt aller Hexen auf der Welt! Und das empfehle ich dir auch, Master Curdie; das heißt, wenn deine Augen irgend etwas wert geworden sind und du gelernt hast, die Haselnußgabel zu schneiden.“

So verspotteten und stichelten ihn alle, aber er tat sein Bestes, die Ruhe zu bewahren, und fuhr still mit seiner Arbeit fort. Er blieb jedoch so dicht bei seinem Vater, wie er konnte, denn das half ihm, es zu ertragen. Sobald die anderen genug davon hatten, zu lachen und zu spotten, ging Curdie freundlich mit ihnen um und lange vor ihrer Mittagsmahlzeit war zwischen ihnen alles, wie es gewesen war.

Aber als der Abend kam, fanden Peter und Curdie, daß sie lieber zusammen ohne andere Gesellschaft nach Hause gehen wollten, und blieben zurück, als die übrigen Männer das Bergwerk verließen.

## Kapitel 6

### Der Smaragd

Vater und Sohn hatten sich auf ein vorspringendes Felsstück an einer Ecke gesetzt, wo sich drei Stollen trafen – einer, durch den sie von ihrer Arbeit gekommen waren, einer, der nach rechts aus dem Berg hinaus führte und einer, der nach links weit in den Teil des Bergwerks reichte, welcher schon lange stillgelegt war. Seit der Überflutung, verursacht von den Kobolden, war er tatsächlich unpassierbar geworden, weil sich in einem Abschnitt mit einem beträchtlichen Gefälle durch eine große Menge Wasser ein kleiner, aber sehr tiefer See gebildet hatte.

Sie waren gerade aufgestanden und hatten sich nach rechts gewandt, als ihnen ein Schimmer in die Augen fiel und sie den ganzen Stollen entlangblicken ließ. Weit hinten sahen sie ein blaßgrünes Licht, dessen Herkunft sie nicht erkennen konnten, auf ungefähr der halben Höhe zwischen Boden und Decke des Stollens. Sie sahen nichts als das Licht, das wie ein großer Stern aussah, mit einem Punkt von dunklerer Farbe, doch mit helleren Strahlen in der Mitte, von wo das übrige Licht in Strahlen hervorschoß, die gegen das Ende schwächer wurden, bis sie verschwanden. Es verbreitete kaum Licht um sich herum, obwohl es selbst so hell war, daß es die Augen blendete, die es sahen. In den Bergwerken waren wundersame Geschichten seit alten Zeiten über gewisse magische Edelsteine verbreitet, die von selbst Licht gaben, und dieses Licht sah genauso aus wie das, das aus dem Mittelpunkt solcher Edelsteine hervorschießen sollte. Sie gingen den alten Stollen weiter, um herauszufinden, was es sein konnte.

Zu ihrer Überraschung fanden sie jedoch, daß sie, nachdem sie ein ganzes Stück zurückgelegt hatten, dem Licht nicht näher gekommen waren als bei ihrem Start, soweit sie es beurteilen konnten. Es schien sich nicht zu bewegen und doch brachte ihre Bewegung sie nicht heran. Dennoch gingen sie beharrlich weiter, solange sie es im Blick behalten konnten, denn es war ein zu wunderschönes Ding, um es aus den Augen zu verlieren. Schließlich kamen sie in die Nähe der Aushöhlung, wo das Wasser stand, und waren immer noch nicht dem Licht näher gekommen. Wo sie erwarteten, von dem Wasser angehalten zu werden, war jedoch keins: etwas war in einem Teil des Bergwerks geschehen, das es hatte abfließen lassen, und der Stollen war offen wie in früheren Zeiten.

Und jetzt schien zu ihrer Überraschung das Licht, statt direkt vor ihnen, in derselben Entfernung dort, wo – soviel sie wußten – gar kein Gang war. Dann entdeckten sie beim Schein der Lampen, die sie trugen, daß dort das Wasser durchgebrochen war und einen Eingang zu einem Teil des Berges machte, von dem Peter nichts wußte. Aber sie waren, indem sie immer noch dem Licht folgten, kaum weit hineingegangen, als Curdie dachte, er erkenne einige der Gänge wieder, durch die er so oft gekommen war, wenn er die Koblode beobachtete.

Nachdem sie eine lange Strecke gegangen waren – mit vielen Abbiegungen, jetzt nach rechts, jetzt nach links, schienen auf einmal ihre Augen plötzlich zu sich zu kommen und sie bemerkten, daß das Licht, das sie



für weit von ihnen entfernt gehalten hatten, in Wirklichkeit fast in Reichweite ihrer Hände war. Im selben Moment begann es, größer und schwächer zu werden; der Lichtpunkt wurde matt, während er sich ausbreitete; das Grün schmolz dahin und in ein oder zwei Augenblicken schaute sie statt des Sterns ein dunkles, dunkles und doch leuchtendes Gesicht mit lebendigen Augen an. Und Curdie spürte, wie in seinem Herzen ein großer Schauer anschwellte, denn er glaubte, er habe diese Augen schon zuvor gesehen.

„Ich sehe, daß du mich erkennst,“ sagte eine Stimme.

„Wenn Ihre Augen Sie sind, Ma'am, dann erkenne ich Sie,“ sagte Curdie. „Aber ich habe nie zuvor Ihr Gesicht gesehen.“

„Doch, du hast es gesehen, Curdie,“ sagte die Stimme.

Und damit schmolz die Dunkelheit der Hautfarbe hinweg und von dem Gesicht herunter dämmerte die Form heraus, die zu ihm gehörte, bis Curdie und sein Vater schließlich eine Lady erblickten, außerordentlich schön, in etwas Hellgrünes gekleidet, wie Samt, über das ihr Haar in Katarakten von reicher goldener Farbe fiel. Es sah aus, als strömte es von ihrem Kopf herunter, und wie das Wasser des Dustbrook verschwand es in einem goldenen Dunst, ehe es den Boden erreichte. Es kam unter dem Rand eines goldenen Diadems hervorgeflossen, das abwechselnd mit Perlen und Smaragden besetzt war. Vorn in der Krone saß ein großer Smaragd, der irgendwie aussah, als sei aus ihm das Licht gekommen, dem sie gefolgt waren. Sie trug keinen weiteren Schmuck außer auf ihren Slippers, die eine einzige Masse glänzender Smaragde waren, in verschiedenen Schattierungen von Grün, die sich alle reizvoll wie das Wogen von Gras in Wind und Sonne mischten. Sie sah wie ungefähr fünfundzwanzig aus. Und bei all dem Unterschied wußte Curdie auf irgendeine Art, wie, konnte er nicht sagen, daß das Gesicht vor ihm das der alten Prinzessin war, Irenes Ur-Ur-Großmutter.

Inzwischen war alles um sie herum hell geworden und jetzt erst konnten sie sehen, wo sie waren. Sie standen in einer großen prächtigen Höhle, die Curdie als die erkannte, in der die Kobolde ihre Staatsversammlungen abgehalten hatten. Aber seltsamer Weise kam das Licht, in dem sie sahen, strömend, funkelnd und schiesend von Steinen mit vielen Farben an den Seiten, der Decke und dem Boden der Höhle – Steine mit allen Farben des Regenbogens und mit vielen mehr. Es war ein herrlicher Anblick – der ganze zerklüftete Ort blinkend mit Farben – an einer Stelle ein großartiges Licht von tiefem Karfunkelrot, an einer anderen von saphirartigem Blau, an einer weiteren von Topasgelb, während es hier und da Gruppen von Steinen mit allen Färbungen und Größen gab, und wieder nebelhafte Stellen aus tausenden winzigsten Flecken von der Brillanz jeder vorstellbaren Schattierung. Manchmal flossen die Farben zusammen und bildeten einen kleinen Fluß oder See von funkelnden, einander durchdringenden und wechselnden Farbtönen, die durch ihre Vielfarbigkeit das Fließen von Wasser zu imitieren schienen oder von Wellen, die der Wind macht.

Curdie hätte hingerissen gegafft, wäre nicht die ganze Schönheit der Höhle, ja, von allem, was er von der ganzen Schöpfung kannte, in einem Zentrum der Harmonie und Lieblichkeit versammelt erschienen: in der Person der uralten Lady, die im frischen Sommer der Schönheit und Stärke vor ihm stand. Indem er sich nach dem ersten Blick auf die ringsum strahlende Pracht von ihr abwendete, schwand sie ins Nichts dahin,

als er wieder die Lady anschaute. Nichts blitzte oder glühte oder schien um sie und doch war es mit einer Voraussicht auf die Wahrheit, daß er sagte:

„Ich war schon einmal zuvor hier, Ma'am.“

„Das weiß ich, Curdie,“ erwiderte sie.

„Der Ort war voll von Fackeln und die Wände glänzten, aber nicht, wie sie es jetzt machen, und es gibt kein Licht hier.“

„Möchtest du wissen, wo das Licht herkommt?“ sagte sie lächelnd.

„Ja, Ma'am.“

„Dann schau: ich werde aus der Höhle gehen. Habt keine Angst, sondern paßt auf.“

Sie ging langsam hinaus. In dem Moment, in dem sie sich umdrehte, um zu gehen, begann das Licht zu verblassen und zu schwinden; in dem Moment, in dem sie außer Sicht war, war der Ort schwarz wie die Nacht, außer daß jetzt das rauchige Gelb-Rot ihrer Lampen, von denen sie gedacht hatten, sie seien schon lange erloschen, einen dämmrigen Schimmer um sie herum warfen.

## Kapitel 7

### Was bedeutet schon ein Name?

Für eine Zeit, die ihnen lang vorkam, standen die beiden Männer wartend da, während die Mutter des Lichts immer noch nicht zurückkam. So lange war sie abwesend, daß sie anfangen, besorgt zu werden: wie sollten sie aus den natürlichen Höhlen des Berges, gekreuzt von Koboldpfaden, ihren Weg finden, falls ihre Lampen erloschen? Dort die Nacht zu verbringen würde bedeuten, dazusitzen und zu warten, bis ein Erdbeben den Berg zerriß oder die Erde selbst in den Schmelzofen der Sonne zurückfiel, von wo sie hergekommen war – denn es war vollkommene Nacht und es gab im Herzen der Welt nicht die geringste Dämmerung.

So lange warteten sie, ohne wieder besucht zu werden, daß, wären sie nicht zu zweit gewesen, jeder schließlich die Vision für ein selbstgemachtes Produkt seines siedenden Gehirns gehalten hätte. Und ihre Lampen *gingen aus*, denn sie wurden röter und rauchiger! Aber die beiden verloren nicht den Mut, denn es gibt eine Art von kapillarer Anziehung in der Außenschicht zweier Seelen, die Glauben hoch über die Ebene hinaushebt, auf die jeder ihn allein hinaufschafft: sie wußten, daß sie die Lady der Smaragde gesehen hatten, und daß sie von ihnen weggegangen war, sollte ihnen ihr eigenes Verlangen eingeben, und keiner würde für einen Moment den halben Zweifeln und halben Ängsten nachgeben, die in seinem Herzen erwachten.

Und immer noch kam sie, die mit ihrer Abwesenheit ihre Miene verdüsterte, nicht zurück. Sie wurden müde und setzten sich auf den steinigen Boden, denn warten würden sie – tatsächlich mußten sie warten. Jeder setzte seine Lampe am Knie nieder und schaute ihr zu, wie sie erlosch. Langsam wurde sie schwächer, trübte sich, sah faul und dumm aus. Aber selbst als sie schwächer wurde und sich trübte, wurde das Bild der Herrin des Lichts in seinem Geiste stärker und klarer. Die Lampen schnauften und bebten gleichzeitig. Zuerst ging die eine aus, dann die andere, indem sie für einen Moment einen großen, roten, übelriechenden Atemzug taten. Dann war alles nur die Schwärze der Dunkelheit bis in ihre Herzen hinein und überall um sie herum. War es so? Nein. Weit weg – es sah aus wie Kilometer entfernt – leuchtete ein winziger schwacher Punkt grünen Lichts – wo, wer konnte es sagen? Sie wußten nur, daß er leuchtete. Er wurde größer und schien näher zu kommen, bis er schließlich, als sie mit sprachloser Freude und Erwartung schauten, einmal mehr in der Reichweite einer ausgestreckten Hand zu sein schien. Dann breitete er sich aus und schmolz wie zuvor weg und da waren Augen – und ein Gesicht – und eine reizende Gestalt – und siehe! die ganze Höhle leuchtete mit unzähligen Lichtern, und herrlich, jedoch sanft und miteinander verschmolzen – tatsächlich so vermengt, daß das Auge suchen und schauen mußte, um einzelne Stellen besonderer Farben auseinanderzuhalten.

In dem Moment, als sie den Fleck in der weiten Entfernung sahen, hatten sie sich erhoben und waren auf den Beinen. Als er näher kam, neigten sie die Köpfe. Doch jetzt schauten sie mit furchtlosen Augen, denn die Frau zu sehen, die alt war, doch jung, war eine Freude und erfüllte ihre Herzen mit ehrfürchtiger Beglückung. Sie wandte sich zuerst an Peter.

„Ich kenne dich schon lange,“ sagte sie. „ich bin dir begegnet, wenn du zum Bergwerk und von ihm zurück gegangen bist, und habe dich die letzten vierzig Jahre in ihm arbeiten gesehen.“

„Wie kann es sein, Madam, daß eine so große Lady wie Ihr Notiz von einem armen Mann wie mir nimmt?“ sagte Peter bescheiden, aber töricht, als er es damals hätte verstehen können.

„Ich bin sowohl arm als auch reich,“ sagte sie. „Auch ich arbeite für mein Brot und ich bevorzuge mich nicht, wenn ich mir meinen Lohn zahle. Letzten Abend, als ihr an dem Bach gesessen habt und Curdie euch von meiner Taube und meinem Spinnen erzählte und sich fragte, ob er glauben könne, mich tatsächlich gesehen zu haben, hörte ich alles, was ihr zueinander gesagt habt. Ich bin immer da, wie die Bergarbeiter neulich abend sagten, als sie von mir als der Alten Mutter Wotherwop sprachen.“

Die schöne Lady lachte und ihr Lachen war ein Blitzstrahl der Freude in ihren Seelen.

„Ja,“ fuhr sie fort, „du mußt mir danken, daß du so arm bist, Peter. Ich habe dafür gesorgt und es hat mir und dir gut getan, mein Freund. Zu den Armen kommen Dinge, die nicht durch die Tür der Reichen gehen können. Irgendwie blockiert das ihr Geld. Es ist ein großes Privileg, arm zu sein, Peter – eines, das kein Mensch jemals begehrt, und nur sehr wenige haben danach getrachtet, es zu bewahren, aber eines, das doch viele zu schätzen gelernt haben. Du darfst es dir jedoch nicht als Tugend vorstellen und es mit ihr verwechseln; es ist nur ein Privileg und eines, das wie andere Privilegien schrecklich mißbraucht werden könnte. Wärest du reich gewesen, mein Peter, wärest du nicht so gut gewesen wie manche reichen Männer, die ich kenne. Und jetzt werde ich dir etwas mitteilen, was niemand außer mir weiß: du, Peter, und deine Frau habt das Blut der königlichen Familie in den Adern. Ich habe versucht, euren Stammbaum zu pflegen, jeden Zweig, der mir bekannt ist, und ich erwarte, daß Curdie sich als Blüte an ihm herausstellt. Deshalb habe ich ihn für eine Aufgabe ausgebildet, die bald erledigt werden muß. Ich war nahe daran, ihn zu verlieren, und mußte meine Taube schicken. Hätte er nicht auf sie geschossen, wäre es besser gewesen; aber er hat bereut und das wird am Ende genauso gut sein.“

Sie wandte sich Curdie zu und lächelte.

„Ma'am,“ sagte Curdie, „darf ich Fragen stellen?“

„Warum nicht, Curdie?“

„Weil mir gesagt worden ist, Ma'am, daß niemand dem König Fragen stellen darf.“

„Der König hat nie dieses Gesetz gemacht,“ antwortet sie ein bißchen unmutig. „Du darfst mich soviel fragen, wie es dir gefällt – das heißt, solange die Fragen vernünftig sind. Nur daß ich vielleicht ein paar tausend Jahre brauche, um einige von ihnen zu beantworten. Aber das ist nichts. Von allen Dingen ist Zeit am billigsten.“

„Hättet Ihr denn etwas dagegen, mir jetzt zu sagen, Ma'am, denn ich bin deswegen ganz verwirrt – seid Ihr die Lady des Silbermonds?“

„Ja, Curdie; du darfst mich so nennen, wenn du magst. Was es meint, ist wahr.“

„Und jetzt sehe ich Euch geheimnisvoll und grün gekleidet und als die Mutter allen Lichts, das in den Steinen der Erde wohnt! Und dort oben nennt man Euch die Alte Mutter Wotherwop! Und die Prinzessin Irene

erzählte mir, Ihr wärt ihre Ur-Ur-Großmutter! Und Ihr spinnt die Spinnenfäden und sorgt für ein ganzes Taubenvolk; und Ihr seid von hohem Alter zu einem blassen Schatten abgezehrt und seid so jung, wie man nur sein kann, um nicht zu jung zu sein, und so stark, glaube ich, wie ich bin.“

Die Lady bückte sich zu einem großen Stein hinunter, der in den Felsen des Bodens eingebettet war und darin wie ein Brunnen grasigen Lichts aussah. Sie packte ihn mit den Fingern, brach ihn heraus und gab ihn Peter.

„Da bitte!“ rief Curdie. „Ich habe es doch gleich gesagt. Zwanzig Männer hätten das nicht machen können. Und Eure Finger sind weiß und glatt wie bei jeder Lady im Land. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.“

„Ich könnte dir zwanzig weitere Namen sagen, die du mich nennen kannst, Curdie, und keiner wäre falsch. Was spielt es für eine Rolle, wie viele Namen es sind, wenn die Person nur eine ist.“

„Ah! Aber es sind nicht nur Namen, Ma'am. Schaut auf das, was Ihr gestern am späten Abend wart und als was ich Euch jetzt sehe!“

„Gestalten sind nur Kleider, Curdie, und Kleider sind nur Namen. Das, was innen ist, ist die ganze Zeit dasselbe.“

„Aber wie können dann alle die Gestalten die Wahrheit sprechen?“

„Es wären weitere tausende nötig, um die Wahrheit zu sprechen, Curdie; und selbst dann könnten sie es nicht. Aber es gibt einen Punkt, den ich dich nicht mißverstehen lassen darf. Die Gestalt, die ich wähle, ist die eine Sache, und eine andere ist die Gestalt, die dummem Gerede und Kinderzimmergeschichten mir zuzuschreiben gefallen mögen. Auch ist es eine Sache, was du oder dein Vater vielleicht von mir denkt, und eine ganz andere, was ein dummer oder schlechter Mensch in mir sehen mag. Wenn zum Beispiel gerade jetzt ein Dieb hier hereinkäme, würde er glauben, er sähe die Dämonin des Bergwerks, gänzlich in grünen Flammen, gekommen, ihren Schatz zu behüten, und er würde rennen wie eine gejagte wilde Ziege. Ich wäre dieselbe, aber seine üblen Augen sähen mich, wie ich nicht bin.“

„Ich glaube, ich verstehe,“ sagte Curdie.

„Peter,“ sagte die Lady, indem sie sich ihm zuwandte, „du wirst für ein Weilchen auf Curdie verzichten müssen.“

„Solange er uns liebhat, Ma'am, wird es keine Rolle spielen – keine große.“

„Ah! Da hast du recht, mein Freund,“ sagte die schöne Prinzessin.

Und während sie es sagte, streckte sie die Hand aus und nahm die harte, schwielige Hand des Bergarbeiters in ihre und hielt sie liebevoll für einen Moment.

„Mehr brauche ich nicht zu sagen,“ fügte sie hinzu, „denn wir verstehen einander – du und ich, Peter.“

Tränen traten in Peters Augen. Er beugte in Dankbarkeit den Kopf und sein Herz war viel zu voll, um zu sprechen.

Dann wandte sich die große alte, junge, schöne Prinzessin an Curdie.

„Nun, Curdie, bist du bereit?“ sagte sie.

„Ja, Ma'am,“ antwortete Curdie.

„Du weiß nicht, wofür.“

„Ihr wißt es, Ma'am. Das genügt.“

„Du hättest mir keine bessere Antwort geben oder mehr tun können, um dich vorzubereiten, Curdie,“ entgegnete sie mit ihrem strahlenden Lächeln. „Glaubst du, du wirst mich wiedererkennen?“

„Ich glaube schon. Aber wie kann ich wissen, wie Ihr beim nächsten Mal aussehen werdet?“

„Ah! In der Tat! Wie kannst du es wissen? Oder wie könnte ich erwarten, daß du es solltest! Aber diejenigen, die mich *gut* kennen, erkennen mich, was auch immer ich für ein Kleid, eine Gestalt oder einen Namen trage; und nach und nach wirst du es auch gelernt haben.“

„Aber wenn Ihr möchtet, daß ich Euch mit sicherer Gewißheit wiedererkenne, Ma'am,“ sagte Curdie, „könntet Ihr mir nicht ein Zeichen geben oder mir etwas von Euch nennen, das sich nie ändert – oder eine andere Möglichkeit, durch die ich Euch erkenne?“

„Nein, Curdie, das würde dich davon abhalten, mich zu erkennen. Du mußt mich auf eine ganz andere Weise erkennen. Es hätte nicht den geringsten Nutzen für dich oder mich, wenn ich dich auf diese Weise mich erkennen ließe. Es wäre nur das Erkennen des Zeichens – nicht das Erkennen meiner selbst. Es wäre nicht besser, als wenn ich diesen Smaragd aus meiner Krone nähme und ihn dir gäbe, damit du ihn mit nach Hause nimmst und ihn mich nennst und mit ihm sprichst, als ob er dich hörte, sähe und liebte. Da hättest du aber viel davon, Curdie! Nein; du mußt machen, was du kannst, um mich zu erkennen, und wenn du es machst, wirst du es. Du sollt mich bald wiedersehen – unter ganz anderen Umständen als diesen und, soviel will ich dir sagen, es mag in einer ganz anderen Gestalt sein. Aber kommt jetzt; ich werde euch aus dieser Höhle führen; meine gute Joan wird zu besorgt um euch. Noch ein Wort: ihr werdet zugeben, daß die Männer wenig wußten, worüber sie heute morgen sprachen, als sie alle diese Geschichten von der Alten Mutter Wotherwop erzählten, aber kam euch der Gedanke, woran es lag, daß sie anfangen, überhaupt von mir zu sprechen? Es lag daran, daß ich zu ihnen kam; ich war die ganze Zeit, in der sie von mir sprachen, neben ihnen, aber sie waren weit entfernt davon, es zu wissen, und hatten außer Dummheiten sehr wenig zu sagen.“

Während sie sprach, drehte sie sich um und ging aus der Höhle, die hinter ihr in absolute Dunkelheit versank, als ob eine Tür geschlossen worden war. Und jetzt sahen sie nichts mehr von der Lady außer dem grünen Stern, der wieder ein Stück von ihnen entfernt zu sein schien und dem sie nicht näher kamen, obwohl sie ihm in schnellem Tempo durch den Berg folgten. Ihr Vertrauen in die Führung der Lady war jedoch derart und so furchtlos waren sie demzufolge, daß sie ihren Weg weder mit Händen noch Füßen ertasteten, sondern geradewegs durch die pechdunklen Gänge liefen. Als schließlich die Nacht der Oberwelt beim Ausgang des Bergwerks hereinschaute, schien das grüne Licht seinen Weg zwischen den Sternen zu verlieren und sie sahen es nicht länger.

Sie kamen in die Kühle hinaus, gesegnete Nacht. Es war sehr spät und nur Sternenlicht schien. Zu ihrer Überraschung sahen sie, drei Schritte entfernt, eine alte Bauersfrau auf einem Stein sitzen in einem Umhang, den sie für schwarz hielten. Als sie näher kamen, sahen sie, daß er rot war.

„Guten Abend!“ sagte Peter.

„Guten Abend!“ erwiderte die alte Frau mit einer Stimme so alt wie sie selbst.

Aber Curdie nahm seine Mütze ab und sagte:

„Ich bin Euer Diener, Prinzessin.“

Die alte Frau entgegnete:

„Komm morgen abend zu mir in den Taubenturm, Curdie – allein.“

„Das werde ich, Ma'am,“ sagte Curdie.

So gingen sie auseinander und Vater und Sohn gingen nach Hause zu Ehefrau und Mutter – zwei Personen in einer reichen, glücklichen Frau.

## Kapitel 8

### Curdies Mission

Am nächsten Abend ging Curdie ein bißchen früher als sonst vom Bergwerk nach Hause, um sich adrett zu machen, bevor er zum Taubenturm ging. Die Prinzessin hatte keinen genauen Zeitpunkt, dort zu sein, für ihn bestimmt; er würde, so gut er konnte, zu ungefähr derselben Zeit wie beim ersten Mal hingehen. Auf dem Weg zum Fuß des Berges traf er seinen Vater, der hochkam. Die Sonne stand tief und der warme Beginn des Zwiellichts erfüllte den Abend. Er kam ziemlich müde den Berg herauf; die Straße, dachte er, müsse teilweise steiler geworden sein, seit er in Curdies Alter gewesen war. Sein Rücken war dem Licht des Sonnenuntergangs zugewandt, das ihn mit einem schönen Rahmen umschloß, und Curdie fand, wie großartig sein Vater aussah, selbst wenn er müde war. Es sind Habgier, Faulheit und Egoismus, nicht Hunger oder Müdigkeit oder Kälte, die einem Mann die Würde wegnehmen und ihn gemein aussehen lassen.

„Ah, Curdie! Da bist du ja!“ sagte er, als er seinen Sohn entlanghüpfen sah, als ob für ihn Morgen wäre und nicht Abend.

„Du siehst müde aus, Vater,“ sagte Curdie. „Ja, mein Junge. Ich bin nicht so jung wie du.“

„Aber nicht so alt wie die Prinzessin,“ sagte Curdie.

„Sag mir,“ sagte Peter, „warum reden die Leute davon, bergab zu gehen, wenn sie anfangen, alt zu werden? Mir scheint, daß sie dann erst einmal anfangen, bergauf zu gehen.“

„Als ich dich erblickte, Vater, sahst du für mich aus, als ob du dein ganzes Leben lang den Berg erstiegen hast und würdest bald zum Gipfel kommen.“

„Niemand kann sagen, wann das sein wird,“ erwiderte Peter. „Wir sind so bereit zu denken, daß wir gerade auf dem Gipfel sind, wenn er Meilen entfernt liegt. Aber ich darf dich nicht aufhalten, mein Junge, denn du wirst gewünscht; und wir sind begierig zu hören, was die Prinzessin dir sagt – das heißt, wenn sie erlaubt, daß du es uns erzählst.“

„Ich glaube, daß sie es erlauben wird, denn sie weiß, daß es niemanden gibt, dem mehr zu vertrauen ist als meinen Eltern,“ sagte Curdie stolz.

Und hinweg schoß er und rannte und sprang und schien fast den langen, gewundenen, steilen Pfad hinunter zu fliegen, bis er zur Tür des Königshauses kam.

Dort stieß er auf ein unerwartetes Hindernis: in der offenen Tür stand die Hauswirtschafterin und schien sich auszubreiten, bis sie fast den Türrahmen ausfüllte.

„So!“ sagte sie, „du bist es, nicht wahr, junger Mann? Du bist die Person, die reinkommt und rausgeht, wie es ihr paßt, und dauernd meine Treppen rauf- und runterrennt, ohne jemanden um Erlaubnis zu bitten, oder sogar ohne die Schuhe abzuwischen und die immer die Tür aufläßt! Weißt du nicht, daß dies mein Haus ist?“

„Nein, das weiß ich nicht,“ entgegnete Curdie respektvoll. „Sie vergessen, Ma'am, daß dies das Haus des Königs ist.“



„Das ist alles eins. Der König hat es mir hinterlassen, damit ich mich darum kümmere, und das sollst du wissen!“

„Ist der König tot, Ma'am, daß er Ihnen das Haus hinterlassen hat?“ fragte Curdie halb im Zweifel durch die Anmaßung der Frau.

„Unverschämter Bursche!“ rief die Hauswirtschafterin. „Siehst du nicht an meinem Kleid, daß ich im Dienst des Königs bin?“

„Und bin ich nicht einer seiner Bergarbeiter?“

„Ah! Das ist gar nichts. Ich gehöre zu seinem Haushalt. Du bist ein Außer-Haus-Arbeiter. Du bist ein Niemand. Du trägst eine Spitzhacke. Ich trage die Schlüssel an meinem Gürtel. Hier!“

„Aber Sie dürfen nicht jemanden einen Niemand nennen, mit dem der König gesprochen hat,“ sagte Curdie.

„Verschwinde!“ rief die Hauswirtschafterin und hätte ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen, wenn sie nicht befürchtet hätte, daß er, wenn sie zurücktrat, hineinkommen würde, ehe sie die Tür bewegte, denn die war sehr schwer und schien immer unwillig zu sein, geschlossen zu werden. Curdie kam einen Schritt näher. Sie hob den großen Hausschlüssel von ihrer Seite und drohte, Curdie damit niederzuschlagen, während sie laut nach Mar, Whelk und Plout, den ihr unterstellten männlichen Diensthilfen, rief, zu kommen und ihr zu helfen. Ehe jedoch einer von ihnen reagieren konnte, stieß sie einen lauten Schrei aus, drehte sich um und floh, wobei sie die Tür weit offenstehen ließ.

Curdie sah sich um und erblickte ein Tier von solcher grausigen Seltsamkeit, dergleichen selbst er nie gesehen hatte, er, der so viele der merkwürdigen Kreaturen kannte, die im Berg bei ihren Herren, den Kobolden, gelebt hatten und von denen niemals zwei gleich aussahen. Die Augen des Tieres brannten vor Zorn, aber der schien auf die Hauswirtschafterin gerichtet, denn es kam geduckt herangekrochen und legte den Kopf vor Curdies Füßen auf den Boden. Curdie wartet jedoch kaum, um es anzuschauen, sondern rannte ins Haus, begierig, die Treppen hinaufzukommen, ehe einer der Männer kam, ihn zu behelligen – er befürchtete nicht, daß sie ihn hinderten. Ohne Halt oder Hindernis, obwohl die Flure fast dunkel waren, erreichte er die Tür des Arbeitszimmers der Prinzessin und klopfte.

„Komm herein,“ sagte die Stimme der Prinzessin.

Curdie öffnete die Tür – aber zu seinem Erstaunen sah er dort kein Zimmer. Konnte er eine falsche Tür aufgemacht haben? Da waren der große Himmel und die Sterne und darunter konnte er nichts sehen – nur Dunkelheit! Aber was war das im Himmel, direkt vor ihm? Ein großes Feuerrad, das sich drehte und drehte und blaue Lichter sprühte!

„Komm herein, Curdie,“ sagte wieder die Stimme.

„Ich würde es sofort, Ma'am,“ sagte Curdie, „wenn ich sicher wäre, an Eurer Tür zu stehen.“

„Warum solltest du es bezweifeln, Curdie?“

„Weil ich weder Wände noch Fußboden sehe, nur Dunkelheit und den großen Himmel.“

„Das ist in Ordnung, Curdie. Komm herein.“

Curdie trat sofort vor. Er war tatsächlich für den Krümel eines Moments versucht, vor sich mit dem Fuß zu tasten, aber er begriff, daß es bedeutete, der Prinzessin zu mißtrauen, und eine größere Unhöflichkeit konnte er ihr nicht bieten. Deshalb tat er geradewegs ein – ich will nicht behaupten, ohne ein bißchen Zittern bei dem Gedanken, keinen Boden unter den Füßen zu finden. Aber das, was den Boden nötig hatte, fand ihn und sein Fuß war zufrieden.

Kaum war er drin, sah er, daß das große, sich drehende Rad am Himmel das Spinnrad der Prinzessin war, das sich am anderen Ende des Zimmers sehr schnell drehte. Er konnte keinen Himmel und keine Sterne mehr sehen, aber das Rad sprühte Blau – oh, solch ein herrliches himmelblaues Licht! – und hinter ihm saß natürlich die Prinzessin, aber ob es eine alte Frau so dünn wie ein Blattgerippe war oder eine wunderbare Lady so jung wie Vollkommenheit, konnte er wegen des Drehens und Blitzens des Rades nicht erkennen.

„Lausche dem Rad,“ sagte die Stimme, die Curdie bereits ans Herz gewachsen war; schon ihr Ton war kostbar wie ein Juwel, nicht *als* Juwel, denn kein Juwel konnte mit ihm um Kostbarkeit wetteifern.

Und Curdie lauschte und lauschte.

„Was sagt es?“ fragte die Stimme.

„Es singt,“ antwortete Curdie.

„Was singt es?“

Curdie versuchte, es herauszufinden, dachte aber, er könne es nicht. Denn kaum hatte er etwas erfaßt, verschwand es wieder. Doch er lauschte und lauschte, gebannt von Entzücken.

„Danke, Curdie,“ sagte die Stimme.

„Ma'am,“ sagte Curdie, „ich habe es eine Weile fest versucht, aber ich konnte nichts damit anfangen.“

„Oh doch, das hast du und du hast es mir erzählt! Soll ich dir wiedererzählen, was ich meinem Rad gesagt habe und mein Rad dir und was du mir gerade erzählt hast, ohne es zu wissen?“

„Bitte, Ma'am.“

Da begann die Lady zu singen und ihr Rad spann zu ihrem Lied eine Begleitmusik, und die Musik des Rades war wie die Musik einer Aeolsharfe, auf die vom Wind geblasen wird, der bläst, wo er will. Oh, die süßen Töne dieses Spinnrades! Jetzt waren sie Gold, jetzt Silber, jetzt Gras, jetzt Palmen, jetzt antike Städte, jetzt Rubinen, jetzt Bergbäche, jetzt Pfauenfedern, jetzt Wolken, jetzt Schneeflocken, und jetzt Inseln im Meer. Aber was die Stimme betrifft, die durch das alles hindurch sang, für sie habe ich keine Worte. Es würde euch weinen lassen, wenn ich euch erzählen könnte, wie sie war; sie wahr so schön und wahr und lieblich. Aber dies ist so etwas wie die Worte ihres Liedes:

*Die Sterne spinnen sich Fäden  
und die Wolken wie Stäube schweben  
und die Sonnen weben sie dichter  
für die Zeit, wenn sich Schläfer erheben.*

*Musik läßt den Ozean schäumen,  
Juwelen sind Augen, die leben,  
Und Seelen, versammelt von Bäumen  
für den Tag, wenn sich Schläfer erheben.*

*Wer weint, dem kann Lächeln jetzt glücken,  
Gelächter, den Seufzern gegeben;  
verbrenn und begrabe die Sorgen und Tücken  
für den Tag, wenn sich Schläfer erheben.*

*Oh, der Tau und die Falter und Blumen so rot,  
die Lerchen und Glimmer und Flüsse!  
Die Lilien und Spatzen und tägliches Brot  
und das Etwas, von dem niemand wisse!*

Die Prinzessin hielt inne, ihr Rad hielt an und sie lachte. Und ihr Lachen war süßer als Lied und Rad, süßer als eilender Bach und Silberglocke, süßer als die Freude selbst, denn das Herz des Lachens war Liebe.

„Komm jetzt, Curdie, auf diese Seite meines Rades und du wirst mich finden,“ sagte sie und ihr Lachen schien noch in den Worten zu klingen, als ob sie aus Atem wären, der gelacht hatte.

Curdie gehorchte und ging an dem Rad vorbei und da stand sie, um ihn zu empfangen! – schöner, als er sie zuletzt gesehen hatte, noch ein bißchen jünger und nicht in Grün und Smaragden gekleidet, sondern in hellem Blau mit einem Krönchen aus Silber und mit Perlen besetzt, und mit Slippers, bedeckt mit Opalen, die in jeder Farbe des Regenbogens glänzten. Es dauerte eine Weile, ehe Curdie die Augen von dem Wunder ihrer Lieblichkeit losreißen konnte. Aus Furcht, unhöflich zu sein, wandte er sie ab, und siehe! er befand sich in einem Raum, der von herrlicher Schönheit war! Die hochragende Decke war gänzlich eine goldene Weinrebe, von der große Trauben von Karfunkeln, Rubinen und Chrysoberyllen herunterhingen wie Verzierungen an Kreuzgratgewölben, und in ihrer Mitte hing die prächtigste Lampe, die menschliche Augen jemals sahen – der Silbermond selbst, eine Kugel aus Silber, wie es schien, mit einem Kern aus Licht so erstaunlich stark, daß es die Masse der Lampe durchscheinend und gänzlich leuchtend machte.

Der Raum war so groß, daß Curdie zurückschauend kaum das Ende sehen konnte, wo er hereingekommen war, aber das andere Ende befand sich nur ein paar Meter von ihm entfernt – und dort sah er ein anderes Wunder: auf einem riesigen Herd brannte ein großes Feuer, und das Feuer war ein gewaltiger Haufen Rosen und doch war es Feuer. Der Duft der Rosen erfüllte die Luft und die Hitze der Flammen glühte auf seinem Gesicht. Er richtete einen fragenden Blick auf die Lady und sah, daß sie jetzt auf einem uralten Stuhl saß, dessen Beine mit Edelsteinen überkrustet waren, aber der obere Teil war wie ein Nest aus Gänseblümchen, Moos und grünem Gras.

„Curdie,“ sagte sie seinen Augen antwortend, „du hast bereits mehr als eine Prüfung bestanden und das gut; jetzt werde ich dich einer schwereren unterziehen. Meinst du, daß du dazu bereit bist?“

„Wie kann ich das wissen, Ma'am,“ erwiderte er, „wenn ich nicht weiß, was es ist oder welche Vorbereitungen es benötigt? Beurteilt mich selbst, Ma'am.“

„Es erfordert nur Vertrauen und Gehorsam,“ antwortet die Lady.

„Ich wage nicht, etwas zu sagen, Ma'am. Wenn Ihr mich für tauglich haltet, befiehlt über mich.“

„Es wird dir fürchterlich wehtun, Curdie, aber das wird alles sein; keine wirkliche Verletzung, sondern viel Gutes wird dir davon zuteil.“

Curdie gab keine Antwort, sondern stand mit geöffneten Lippen da und starrte in das Antlitz der Lady.

„Geh und stecke beide Hände in das Feuer,“ sagte sie schnell, fast eilig.

Curdie wagte nicht zu zögern, um zu denken. Es war viel zu schrecklich, um daran zu denken. Er eilte zum Feuer und steckte beide Hände und die Arme bis zum Ellbogen direkt in die Mitte des Haufens flammender Rosen. Und es *tat* weh! Aber er zog die Hände nicht zurück. Er hielt den Schmerz aus, als ob es etwas wäre, das ihn tötete, wenn er es losließe – was es tatsächlich gemacht hätte. Er hatte furchtbare Angst, daß der Schmerz ihn überwältigen würde.

Aber als der bis zu solchem Grad angestiegen war, daß Curdie dachte, er könne ihn nicht länger aushalten, begann der Schmerz, wieder nachzulassen, und fuhr fort, immer geringer zu werden, bis er im Vergleich mit seiner bisherigen Heftigkeit beinahe angenehm wurde. Schließlich hörte er völlig auf und Curdie dachte, seine Hände müßten zu Schlacke, wenn nicht zu Asche verbrannt sein, denn er spürte sie überhaupt nicht. Die Prinzessin sagte ihm, sie herauszuziehen und anzuschauen. Er tat es und fand, daß alles, was von ihnen verschwunden war, die rauhe, harte Haut war; sie waren weiß und glatt wie die der Prinzessin.

„Komm zu mir,“ sagte sie.

Er gehorchte und sah zu seiner Überraschung, daß ihr Gesicht aussah, als hätte sie geweint.

„Ach, Prinzessin! Was ist denn los,“ rief er. „habe ich ein Geräusch gemacht und Euch bekümmert?“

„Nein, Curdie,“ antwortete sie, „aber es war sehr schlimm.“

„Dann habt Ihr es auch gespürt?“

„Natürlich. Aber jetzt ist es vorbei und alles ist gut. Möchtest du wissen, warum ich dich die Hände ins Feuer stecken ließ?“

Curdie schaute seine Hände wieder an – dann sagte er:

„Um die Spuren der Arbeit von ihnen zu nehmen und sie tauglich für den Hof des Königs zu machen, vermute ich.“

„Nein, Curdie,“ antwortet die Prinzessin und schüttelte den Kopf, denn sie war mit der Antwort nicht zufrieden. „Es wäre armselig, deine Hände tauglich für den Hof des Königs zu machen, indem man die Spuren des Dienstes für ihn entfernt. Es gibt eine weit größere Besonderheit bei ihnen als das. Spürst du keine?“

„Nein, Ma'am.“

„Du wirst es aber, nach und nach, wenn die Zeit kommt. Aber selbst dann weißt du vielleicht nicht, was dir gegeben worden ist; deshalb will ich es dir sagen. Hast du jemals gehört, was manche Philosophen sagen – daß alle Menschen einmal Tiere waren?“ „Nein, Ma'am.“

„Es ist unwichtig. Aber es gibt etwas anderes, das äußerst wichtig ist – dies: daß alle Menschen, wenn sie nicht achtgeben, abwärts ins Tierreich gehen; daß viele Menschen tatsächlich ihr ganzes Leben lang zu Tieren werden. Einst wußten es die Leute, aber sie haben es seit langem vergessen.“

„Ich bin nicht überrascht, es zu hören, Ma'am, wenn ich an manche unserer Bergarbeiter denke.“

„Ah! Aber du mußt dich davor hüten, Curdie, von diesem oder jenem Menschen zu sagen, er bewege sich tierwärts. Es gibt nicht annähernd so viele, die diesen Weg gehen, wie du auf den ersten Blick vielleicht

denkst. Als du heute abend deinen Vater auf dem Berg getroffen hast, standet und redeten ihr zusammen auf derselben Stelle, und obwohl einer von euch hochging und der andere herunterkam, hätte niemand aus einer geringen Entfernung sagen können, wer in die eine Richtung gehen wollte und wer in die andere. Ebenso können sich zwei Leute in Verhalten und Benehmen auf demselben Punkt befinden und doch kann einer besser werden und der andere schlechter, was genau der größte aller Unterschiede ist, die möglicher Weise zwischen ihnen bestehen.“

„Aber Ma'am,“ sagte Curdie, „wozu ist es gut zu wissen, daß es solchen Unterschied gibt, wenn man nie wissen kann, wo er besteht?“

„Nun, Curdie, du mußt genau darauf achten, welche Wörter ich benutze, denn obwohl die richtigen Wörter nicht genau das machen können, was ich von ihnen will, so werden die falschen Wörter gewiß das machen, was ich von ihnen nicht will. Ich habe nicht gesagt, *man könne nie wissen*. Wenn eine Notwendigkeit besteht, daß du es weißt, wenn du mit diesem oder jenem Menschen in einer wichtigen Sache zu tun hast, gibt es immer eine Möglichkeit, genug zu wissen, um dich vor einem großen Fehler zu bewahren. Und weil du nach und nach wichtige Sachen zu tun haben wirst und das mit Leuten, über die du bis jetzt nichts weißt, wird es notwendig sein, daß du ein paar bessere Mittel als üblich hast, ihre Natur zu erkennen.

Nun hör zu. Weil es immer das ist, was sie *tun*, ob im Geiste oder mit dem Körper, das Menschen zu weniger als Menschen, das heißt zu Tieren, herunterkommen läßt, erscheint die Veränderung immer zuerst an ihren Händen – und zu allererst am Inneren der Hände, für das das Äußere nur wie Handschuhe ist. Natürlich wissen sie es nicht, denn ein Tier weiß nicht, daß es ein Tier ist, und je mehr ein Mensch zum Tier wird, desto weniger weiß er es. Weder können ihre besten Freunde noch sogar ihre schlimmsten Feinde einen Unterschied an ihren Händen *sehen*, denn sie sehen nur die lebenden Handschuhe. Aber es gibt nicht wenige, die vage etwas Abstoßendes in der Hand eines Menschen spüren, der zum Tier wird.

Und hier ist das, was das Rosenfeuer für dich getan hat: es hat deine Hände so wissend und verständig gemacht, es hat deine wahren Hände so nahe an die Außenseite deiner fleischlichen Handschuhe gebracht, daß du von nun an sofort die Hand eines Menschen erkennen kannst, der zum Tier wird; nein, mehr – du wirst sofort den Fuß des Tieres spüren, zu dem er wird, genau als ob es zwischen dir und ihm keinen Handschuh gäbe, der wie die Hand eines Menschen gemacht ist.

Daraus folgt natürlich, daß du oft und mit weiterer Ausbildung in Zoologie immer wirst nicht nur feststellen können, daß ein Mensch zum Tier wird, sondern auch, zu welchem Tier er wird, denn du wirst den Fuß erkennen – was und von welchem Tier er ist. Deiner Kenntnis dieses Tiers entsprechend wird deine Kenntnis des Menschen sein, mit dem du zu tun hast. Nur gibt es dabei eine schöne und schreckliche Sache: daß wenn jemand, der mit dieser Wahrnehmung begabt ist, sie einmal für seine eigenen Zwecke benutzt, sie ihm genommen wird, und dann, weil er nicht weiß, daß sie weg ist, er in einer weit schlimmeren Lage ist als zuvor, denn er vertraut auf das, was er nicht besitzt.“

„Wie schrecklich!“ sagte Curdie. „Ich muß mich in acht nehmen.“

„Ja, in der Tat, Curdie.“

„Aber darf jemand nicht manchmal einen Fehler machen, ohne daß er dafür kann?“

„Ja. Aber solange er nicht seine eigenen Zwecke verfolgt, wird er nie einen ernsten Fehler machen.“

„Ich vermute, Ihr wollt, Ma'am, daß ich jeden warne, dessen Hand mir sagt, er werde zu einem Tier – weil er, wie Ihr sagt, es selbst nicht weiß.“

Die Prinzessin lächelte.

„Da hättest du aber viel davon, Curdie! Ich sage nicht, daß es keine Fälle gibt, in denen es nützlich wäre, aber sie sind sehr seltene und besondere Fälle und wenn solche auftreten, wirst du sie erkennen. Für solch eine Person gibt es im allgemeinen keine Beleidigung wie die Wahrheit. Sie kann sie nicht ertragen, nicht weil sie zum Tier wird, sondern weil sie aufhört, ein Mensch zu sein. Es ist der sterbende Mensch in ihr, der es unangenehm macht, und er tritt oder kriecht oder schwimmt oder flattert der Wahrheit aus dem Weg – nennt es ein dummes Gefühl, eine Marotte, eine Altweiberfabel, ein bißchen Priesterhumbug, einen sterilen Aberglauben und so weiter.“

„Gibt es denn keine Hoffnung für ihn? Kann nichts getan werden? Es ist schrecklich zu denken, daß jemand so hinunter, hinunter, hinunter geht.“

„Selbst wenn es sein eigener Wille ist?“

„Das ist es, was mir das Schlimmste von allem zu sein scheint,“ sagte Curdie.

„Du hast recht,“ antwortete die Prinzessin und nickte mit dem Kopf; „aber denk daran daß es jede Menge Ausreden für all das gibt – und daß sie nicht wissen, was oder wie schrecklich ihr nahendes Schicksal ist. Manch eine Lady, so zart und wählerisch, daß sie nichts Derberes erträgt als das feinste Leinen an ihrem Körper, würde einen Schock erleiden, der sie möglicher Weise aufweckte, wenn sie einen Spiegel hätte, der ihr das Tier zeigt, zu dem sie wird, wie es unter der schönen Haut und dem feinen Leinen und der Seide und den Juwelen wartet.“

„Warum, Ma'am, sollte sie ihn dann nicht bekommen?“

Die Prinzessin schwieg.

„Komm her, Lina,“ sagte sie nach einer langen Pause.

Von irgendwo hinter Curdie schlich dasselbe schreckliche Tier nach vorn, das an der Haustür vor seine Füße gekrochen war und das ohne sein Wissen ihm jede Stufe des Taubenturms hinauf gefolgt war. Sie lief zur Prinzessin und legte sich ihr zu Füßen, wobei sie mit einem Ausdruck zu ihr hochschaute, der so kläglich war, daß er in Curdies Herz die ganze Lächerlichkeit ihrer gräßlichen Masse von Mißverhältnissen überwand. Sie hatte einen sehr kurzen Körper und sehr lange Beine, gebaut wie die eines Elefanten, so daß sie beim Hinlegen mit beiden Paaren kniete. Ihr Schwanz, der hinter ihr auf dem Boden schleifte, war doppelt so lang wie ihr Körper. Ihr Kopf war so etwas wie zwischen dem eines Eisbären und dem einer Schlange. Ihre Augen waren dunkelgrün mit einem gelben Licht darin. Ihre unteren Zähne wuchsen wie eine Einfassung aus Eiszapfen, nur sehr weiß, außerhalb der Oberlippe hoch. Ihr Hals sah aus, als wäre das Haar ausgerupft worden; er ließ eine weiße und glatte Haut sehen.

„Gib Curdie eine Pfote, Lina,“ sagte die Prinzessin.

Die Kreatur stand auf und indem sie ein langes Vorderbein hob, hielt sie Curdie eine große hundeähnliche Pfote hin. Er nahm sie sanft. Aber was für ein Schauer wie von erschrockenem Entzücken durchfuhr ihn, als er statt der Pfote eines Hundes, als die sie vor seinen Augen erschien, in seiner großen Bergarbeiterfaust die weiche, adrette Hand eines Kindes umfaßte! Er nahm sie in beide Hände und hielt sie, als könne er sie nicht loslassen. Die grünen Augen starrten ihn mit ihrem gelben Licht an und der Mund wandte sich mit seinem ständigen Halbgrinsen aufwärts ihm zu, aber hier *war* die Kinderhand! Wenn er doch nur das Kind aus dem Biest herausziehen könnte! Seine Augen suchten die Prinzessin. Sie beobachtete ihn mit offenkundiger Befriedigung.

„Ma'am, hier ist die Hand eines Kindes!“ sagte Curdie.

„Deine Gabe tut mehr für dich, als sie versprochen hat. Es ist noch besser, ein verstecktes Gutes zu erkennen, als ein verstecktes Böses.“

„Aber,“ fing Curdie an.

„Ich werde heute abend keine weiteren Fragen beantworten,“ unterbrach die Prinzessin. „Du bist noch nicht zur Hälfte bis zum Grund der Antworten gekommen, die ich dir schon gegeben habe. Diese Pfote in deiner Hand lehrt dich jetzt vielleicht beinahe die ganze Wissenschaft der Naturgeschichte – die himmlische Art, meine ich.“

„Ich werde nachdenken,“ sagte Curdie. „Aber oh! Bitte! Nur noch ein Wort: darf ich meinen Eltern von all dem erzählen?“

„Gewiß – obwohl sie es jetzt vielleicht ihrerseits ein bißchen schwierig finden zu glauben, daß die Dinge genauso liefen, wie du sie erzählen mußt.“

„Sie sollen sehen, daß ich diesmal alles glaube,“ sagte Curdie.

„Dann sage ihnen, daß du morgen vormittag zum Hof aufbrechen mußt – nicht wie ein großer Mann, sondern genauso, wie du bist. Sie sollten besser nicht darüber sprechen. Sage ihnen auch, daß es lange dauern kann, bis sie wieder von dir hören, aber sie dürfen nicht den Mut verlieren. Und sage deinem Vater, daß er den Stein, den ich ihm gegeben habe, an einem sicheren Ort aufbewahren soll – nicht wegen der Höhe seines Wertes, obwohl es solch ein Smaragd ist, wie ihn kein Fürst in seiner Krone hat, sondern weil er ein Nachrichtenüberbringer zwischen dir und ihm sein wird. So oft er sich Sorgen um dich macht, muß er ihn nehmen und ins Feuer legen und ihn dort lassen, wenn er schlafen geht. Am Morgen muß er ihn aus der Asche holen und wenn der Stein so grün wie immer ist, läuft alles gut bei dir; wenn er Farbe verloren hat, laufen die Dinge schlecht bei dir, aber wenn er wirklich ganz hell ist, bist du in großer Gefahr und er muß zu mir kommen.“

„Ja, Ma'am,“ sagte Curdie. „Soll ich jetzt gehen?“

„Ja,“ antworteten die Prinzessin und hielt ihm die Hand hin.

Curdie ergriff sie, wobei er vor Freude zitterte. Es war eine sehr schöne Hand – nicht klein, sehr glatt, aber nicht sehr weich – und für seine feuergelehrte Hand dasselbe wie für seine Augen. Er hätte dort die ganze Nacht gestanden und sie gehalten, wenn die Prinzessin sie nicht sanft zurückgezogen hätte.

„Ich werde dir einen Diener beistellen,“ sagte sie, „für deine Reise und um dir hinterher zu dienen.“

„Aber wohin soll ich gehen, Ma'am, und was soll ich tun? Ihr habt mir keine Botschaft zum Überbringen gegeben, noch habt Ihr gesagt, wofür ich gebraucht werde. Ich gehe ohne eine Ahnung, ob ich diesen Weg nehmen soll oder jenen, oder was ich tun soll, wenn ich, ich weiß nicht wo, hinkomme.“

„Curdie!“ sagte die Prinzessin, und da war ein mahnender Ton in seinem Namen, als sie ihn aussprach; „habe ich dir nicht gesagt, deinen Eltern zu berichten, daß du zum Hof reisen sollst? Und du *weißt*, daß er im Norden liegt. Du mußt lernen, weit weniger direkte Anweisungen zu benutzen. Du darfst nicht wie ein dummer Diener sein, dem man etwas immer wieder und wieder sagen muß, bis er es versteht. Du hast genug Anweisungen, um mit ihnen aufzubrechen, und du wirst finden, während du weitergehst, was du wissen mußt und was du zu tun hast. Aber ich warne dich, daß es vielleicht nicht im geringsten wie das aussehen wird, was du dir vorgestellt haben magst, daß ich es von dir verlangen würde. Ich habe eine Vorstellung von dir und deiner Aufgabe und du hast eine andere. Ich mache dir keinen Vorwurf daraus – du kannst nichts dafür; aber du mußt bereit sein, meine Vorstellung, die dich tätig werden läßt, deine Vorstellung richtigstellen zu lassen. Sei wahrhaftig, ehrlich und furchtlos und alles wird mit dir und deiner Aufgabe gutgehen, und mit allen, für die deine Aufgabe da ist, und so mit deinen Eltern – und auch mit mir, Curdie,“ fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu.

Der junge Bergarbeiter verneigte sich tief, tätschelte den seltsamen Kopf, der bei den Füßen der Prinzessin lag und drehte sich um.

Sobald er an dem Spinnrad vorbeigegangen war, das in der Mitte des herrlichen Zimmers wie irgendein Rad aussah, das man in einer Dorfhütte finden konnte – alt, abgenutzt, schäbig und staubig – verschwand die Pracht des Zimmers und er sah nur den großen kahlen Raum, den er anfangs scheinbar betreten hatte, mit dem Mond – zweifellos der Mond der Prinzessin –, der in einem der Fenster auf das Spinnrad schien.



## Kapitel 9

### Hände

Curdie ging nach Hause, wobei er viel grübelte, und erzählte alles seinen Eltern. Wie die alte Prinzessin gesagt hatte, waren sie jetzt an der Reihe, kaum glaubhaft zu finden, was sie hörten. Hätten sie nicht Curdie trauen können und hätten sie es abgelehnt, mehr als die Hälfte dessen zu glauben, was er berichtete; dann hätten sie auch diese Hälfte zurückgewiesen und zum Schluß hätten sie höchstwahrscheinlich eine Zeitlang nicht an die bloße Existenz der Prinzessin geglaubt, ungeachtet dessen, welchen Beweis ihnen ihre eigenen Sinne geliefert hatten.

Denn er hatte nichts Überzeugendes zum Beweis dessen, was er ihnen erzählte, vorzuzeigen. Als er ihnen die Hände hinhielt, sagte seine Mutter, sie sähen aus, als habe er sie mit Schmierseife gewaschen, nur röchen sie nach etwas Schönerem, und sie müsse zugeben, daß es mehr wie Rosen war als alles, was sie kannte. Sein Vater konnte keinen Unterschied an den Händen erkennen, aber es war Nacht, sagte er, und ihre schwache kleine Lampe reiche nicht für seine alten Augen. Was das Befühlen betraf, sagte er, so sei jede seiner eigenen Hände hart und verhornt für zwei und es müsse die Schuld der Stumpfheit seiner dicken Haut sein, daß er bei Curdies Handflächen keine Veränderung spürte.

„Hier, Curdie,“ sagte seine Mutter, „probiere meine Hand und schau, welche Tierpfote in ihr steckt.“

„Nein, Mutter,“ antwortete Curdie halb bittend, halb ungehalten. „Ich will meine neue Fähigkeit nicht kränken, indem ich so tue, als ob ich sie prüfe. Das wäre Verhöhnung. Es gibt keine Hand in deiner außer der Hand einer wahren Frau, meiner Mutter.“

„Dennoch hätte ich gern, daß du meine Hand hältst,“ sagte seine Mutter. „Du bist mein Sohn und darfst alles Schlechte erfahren, das in mir steckt.“

Da nahm Curdie sofort ihre Hand in seine. Und als er sie hatte, hielt er sie fest und streichelte sie sanft mit seiner anderen Hand.

„Mutter,“ sagte er schließlich, „deine Hand fühlt sich genau so an wie die der Prinzessin.“

„Was! Meine schwielige, rissige, rheumatische alte Hand mit ihren dicken Gelenken und ihren kurzen Nägeln, die von schwerer Arbeit bis aufs Fleisch abgenutzt sind – wie die Hand der schönen Prinzessin! Ja, mein Kind, du läßt mich vermuten, daß deine Finger tatsächlich sehr stumpf geworden sind statt scharf und feinfühlig, wenn du solchen Unsinn redest. Meine Hand ist so häßlich, daß ich mich schämen sollte, sie jemandem zu zeigen außer dem, der mich liebhat. Aber Liebe macht alles heil - nicht wahr, Curdie?“

„Nun, Mutter, ich kann nur sagen, daß ich keine Rauheit fühle oder einen Riß oder ein dickes Gelenk oder einen kurzen Nagel. Deine Hand fühlt sich genauso an, so nahe daran, wie ich mich erinnern kann, und es ist nicht mehr als zwei Stunden her, daß ich sie in meiner hielt – also ich will sagen, sehr ähnlich wie die der alten Prinzessin.“

„Geh weg, du Schmeichler,“ sagte seine Mutter mit einem Lächeln, das zeigte, wie sie die Liebe schätzte, die unter dem steckte, das sie für Übertreibung hielt. Selbst das Lob, das man nicht akzeptieren kann, klingt süß in einem wahrhaften Mund. „Wenn das alles ist, was dein neues Talent kann, wird es keinen Hexenmeister aus dir machen,“ fügte sie hinzu.

„Mutter, es zeigt mir nichts als die Wahrheit,“ beharrte Curdie, „wie anders als die Wahrheit es auch scheinen mag. Es braucht kein Talent, um zu sehen, wie jedermanns äußere Hände beschaffen sind. Aber durch es *weiß* ich, daß deine inneren Hände wie die der Prinzessin sind.“

„Und ich bin sicher, daß der Junge die Wahrheit sagt,“ meinte Peter. „Er sagt nur von deiner Hand, was ich schon so lange von dir gewußt habe, Joan. Curdie, der Fuß deiner Mutter ist so hübsch wie der irgend einer Lady im Land. Und wenn ihre Hand nicht so hübsch ist, so kommt es daher, daß ihre Schönheit für mich und dich, mein Junge, zerstört worden ist. Und ich kann dir mehr sagen, Curdie. Ich weiß nicht viel von Ladys und Gentlemen, aber ich bin mir sicher, daß deine innere Mutter eine Lady sein muß, wie ihre Hand dir mitteilt, und ich will versuchen zu sagen, woher ich es weiß. Es kommt daher: Wenn ich mich selbst vergesse, indem ich ihr zuschauen, wie sie bei der Arbeit ist – und das geschieht oft, wie ich älter werde –, bilde ich mir für ein paar Augenblicke ein, ich sei ein Gentleman; und wenn ich aus meinem kleinen Traum aufwache, ist es nur, um das umso stärkere Gefühl zu haben, ich müsse alles machen, was ein Gentleman machen sollte. Ich will versuchen, dir zu sagen, was ich meine, Curdie. Wenn ein Gentleman – ich meine einen richtigen Gentleman, nicht einen vorgetäuschten, von denen es oberirdisch eine Menge gibt – wenn ein richtiger Gentleman sein ganzes Geld verlieren würde und herunterkäme, um im Bergwerk zu arbeiten, damit er Brot für seine Familie bekommt –, glaubst du, Curdie, er würde wie die Faulen arbeiten? Würde er versuchen, so wenig für seinen Lohn zu tun, wie er kann? Ich kenne die Art des echten Gentlemans – fast so gut, wie er sich selbst kennt. Und meine Frau, das ist deine Mutter, Curdie, sie ist eine richtige Lady, das darfst du mir aufs Wort glauben, denn sie ist es, die mich wünschen läßt, ein richtiger Gentleman zu sein. Frau, der Junge hat recht mit deiner Hand.“

„Nun, Vater, laß mich deine fühlen,“ sagte Curdie, indem er ein bißchen mehr wagte.

„Nein, nein, mein Junge,“ antwortete Peter. „Ich möchte nichts über meine Hand oder meinen Kopf oder mein Herz hören. Ich bin, was ich bin, und ich hoffe, besser zu werden, und das genügt. Nein, du sollst meine Hand nicht fühlen. Du mußt ins Bett gehen, denn du mußt mit der Sonne aufbrechen.“

Es war nicht so, als ob Curdie sie verließ, um ins Gefängnis zu gehen oder um ein Vermögen zu machen, und obwohl sie traurig genug waren, ihn zu verlieren, waren sie wegen seines Weggangs nicht im geringsten untröstlich oder besorgt.

Da die Prinzessin gesagt hatte, er solle wie der arme Mann gehen, der er war, kam Curdie am Morgen aus seiner kleinen Dachstube in Arbeitskleidung herunter. Seine Mutter, die dabei war, sein Frühstück zu bereiten, während sein Vater ihr aus einem alten Buch vorlas, hätte ihn seine Feiertagskleider anziehen lassen, die, sagte sie, zwischen den Ladys und Gentlemen, zu denen er ging, ärmlich genug aussähen. Aber Curdie sagte, er wisse nicht, daß er unter Ladys und Gentlemen gehen solle, und weil Arbeit besser als Spiel sei, müsse

seine Arbeitskleidung besser als seine Spieltagskleidung sein; und da sein Vater das Argument akzeptierte, gab seine Mutter nach.

Als er sein Frühstück verzehrt hatte, nahm sie einen Beutel aus Ziegenfell mit den langen Haaren, füllte ihn mit Brot und Käse und hängte ihn über seine Schulter. Dann gab ihm sein Vater einen Stock, den er für ihn im Wald abgeschnitten hatte, und Curdie sagten ihnen ziemlich schnell Lebewohl, denn er hatte Angst, zusammenzubrechen. Als er hinausging, griff er seine Hacke und nahm sie mit. Sie hatte eine spitze gekrümmte Seite aus starkem Stahl, um die Erde und das Erz herauszulösen, und auf der anderen Seite einen stählernen Hammer, um die Steine und Felsen zu brechen. Gerade als er über die Schwelle schritt, zeigte die Sonne das erste Segment ihrer Scheibe über dem Horizont.

## Kapitel 10

### Die Heide

Er mußte bis zum Fuß des Hügels gehen, um in eine Gegend zu gelangen, die er durchqueren konnte, denn die Berge nach Norden hin waren voll von steilen Abhängen und es hätte Zeitverlust bedeutet, diesen Weg zu nehmen. Bevor er das Haus des Königs erreicht hatte, war es zwecklos, sich nach Norden zu wenden. Viele Blicke richtete er nach oben, als er es passierte, aber er sah nichts von der Lady der Tauben.

Weiter und weiter ging er und kam nach ein paar Stunden in eine Gegend, in der es keine Berge mehr gab – nur Hügel mit weiten Ausdehnungen unwirtlicher Heide. Hier und da stand ein Dorf, aber das brachte ihm wenig Freude, denn die Leute waren ungehobelter und schlechter gesittet als die auf den Bergen, und als er hindurchging, kamen die Kinder hinter ihm her und verspotteten ihn.

„Da läuft ein Affe von den Bergwerken weg!“ riefen sie.

Manchmal kamen ihre Eltern heraus und spornten sie an.

„Er will nicht mehr Gold für den König finden – der Faulpelz!“ sagten sie. „Hier unten wird man ihn ordentlich rankriegeln und es wird ihm auch nicht gefallen.“

Aber es machte Curdie wenig aus, daß Menschen, die nicht wußten, was er vorhatte, sein Vorgehen nicht billigten. Er gab ihnen ab und zu eine lustige Antwort und blieb sorgfältig auf seinem Weg. Wenn sie so grob wurden, daß sie ihn fast wütend machten, behandelte er sie, wie er die Kobolde behandelt hatte, und sang seine Lieder, um ihr törichtes Geräusch fernzuhalten. Einmal fiel ein Kind hin, als es weglief, nachdem es einen Stein nach Curdie geworfen hatte. Er hob es auf, küßte es und trug es zu seiner Mutter. Die Frau war voller Schrecken herausgerannt, als sie den fremden Bergarbeiter sah, der, wie sie glaubte, sich an ihrem Jungen rächen wollte. Als er ihn in ihre Arme legte, segnete sie ihn und Curdie ging froh seines Weges.

Und so verging der Tag und der Abend kam und mitten in einer großen menschenleeren Heide begann er müde zu werden und ließ sich unter einem uralten Weißdorn nieder, durch den hin und wieder ein einzelner Windstoß seufzte und zischte, der von nirgendwo zu kommen und nach nirgendwo zu gehen schien. Der Weißdorn war sehr alt und verkrümmt. Kilometerweit gab es keinen anderen Baum. Er schien so lange gelebt zu haben und von den Stürmen auf dieser Heide so sehr gezerrt und geschüttelt worden zu sein, daß er schließlich einen eigenen Wind eingesammelt hatte, der sich ab und zu erhob, hervortaumelte und sich wieder hinlegte.

Curdie war so eifrig gewesen voranzukommen, daß er seit dem Frühstück nichts gegessen hatte. Aber er hatte reichlich Wasser, denn viele kleine Bäche hatten seinen Weg gekreuzt. Er öffnete jetzt den Beutel, den ihm seine Mutter gegeben hatte, und begann, Abendbrot zu essen. Die Sonne war im Untergehen begriffen. Ein paar Wolken hatten sich im Westen zusammengezogen, aber woanders war keine einzigen Wolke zu sehen.

Nun wußte Curdie nicht, daß dies ein Teil des Landes war, in dem man sehr schwer bestehen konnte. Niemand wohnte dort, obwohl viele versucht hatten, auf ihm zu bauen. Manch starben sehr bald. Manche eilten fort aus ihm. Diejenigen, die am längsten blieben, wurden völlig verrückt und starben einen schrecklichen Tod. Die geradeaus weitergingen und keine Nacht dort verbrachten, kamen gut durch und nahmen keinen Schaden. Aber diejenigen, die auch nur eine einzige Nacht dort zubrachten, trafen mit Sicherheit auf etwas, das sie niemals vergessen konnten und das oft eine Markierung hinterließ, die jeder deuten konnte. Und dieser alte Weißdorn hätte als Warnung genügen können – er sah so wie ein vor Alter und Leiden vertrockneter und verrenkter Mensch aus, mit Sorgen statt Liebe und Dingen statt Gedanken. Er und die Heide ringsum, die sich nach allen Seiten erstreckte, so weit Curdie sehen konnte, war so verkümmert, daß es unmöglich war zu sagen, ob sie lebendig waren oder nicht.

Und während Curdie aß, gab es eine Veränderung. Über seinem Kopf hatten sich Wolken zusammengeballt und schienen in jede Richtung zu driften, als ob sie nicht „von dem langsamen, unwilligen Wind getrieben“, sondern von wolfsartigen Wolken in alle Richtungen über die Ebenen des Himmels gejagt würden. Die Sonne ging in einer Flut von grellem Purpurrot unter und aus dem Westen kam ein Wind, der sich für einen Moment rot und heiß anfühlte und für den anderen kalt und fahl. Und sehr seltsam sang er in dem trostlosen alten Weißdornbaum und sehr fröhlich blies er auf Curdie, wobei er ihn einmal zum Schutz vor seiner fröstelnden Kälte dicht an den Baum kriechen, ein andermal sich mit seiner Mütze fächeln ließ, denn es war so heiß und stickig. Der Wind schien vom Totenbett der Sonne zu kommen, die mit Fieber und Schüttelfrost starb.

Und als Curdie in die Sonne schaute, die sich jetzt am Rand des Horizonts befand, ganz groß und ganz rot und ganz matt – denn obwohl die Wolken sich aufgelöst hatten, breitete sich ein staubiger Nebel über die gesamte Scheibe –, sah er etwas Seltsames vor ihr erscheinen, das sich wie eine Fliege über ihr brennendes Gesicht bewegte. Es sah aus, als käme es aus dem Innersten des Sonnenofens und war mit Sicherheit ein lebendiges Geschöpf irgend einer Art; aber seine Gestalt war sehr ungewiß, weil die blendende Helle des Lichts ringsum die Umrisse zerschmolz. Es wurde größer; es mußte näherkommen! Es wurde so schnell, daß in dem Zeitpunkt, in dem die Sonne halb untergegangen war, sein Kopf den Scheitel des Bogens erreichte, und bald war nichts als seine Beine zu sehen, die die Fläche der verschwindenden Scheibe kreuzten und wieder kreuzten.

Als die Sonne verschwunden war, konnte er nichts von ihm sehen, aber im nächsten Moment hörte er seine Füße über die trockene, knisternde Heide galoppieren und anscheinend geradewegs zu ihm zu kommen. Er stand auf, nahm seine Spitzhacke und warf das Hammerende über die Schulter: er würde gleich um sein Leben kämpfen! Und jetzt erschien es wieder, vage, doch ganz schrecklich, in dem dämmrigen Zwielficht, das die Sonne hinterlassen hatte. Aber kurz bevor es ihn erreichte, fiel es von seinen vier langen Beinen platt auf den Boden und kam kriechend auf ihn zu, wobei es mit einem riesigen Schwanz wedelte.

## Kapitel 11

### Lina

Es war Lina. Curdie erkannte sie sofort – das furchteinflößende Geschöpf, das er bei der Prinzessin gesehen hatte. Er ließ die Spitzhacke fallen und hielt die Hand hin. Lina kroch immer näher und legte das Kinn in seine Handfläche und er tätschelte ihren häßlichen Kopf. Dann schlich sie weg hinter den Baum und legte sich hin, wobei sie schwer atmete. Curdie mochte die Vorstellung, daß sie sich hinter ihm befand, nicht besonders. Gräßlich, wie sie anzuschauen war, schien sie für sein Gefühl noch gräßlicher zu sein, wenn er sie nicht ansah. Aber er erinnerte sich an die Kinderhand und dachte gar nicht daran, sie zu vertreiben. Ab und zu warf er einen Blick hinter sich und da lag sie platt mit geschlossenen Augen und ihren schrecklichen Zähnen, die zwischen ihren beiden riesigen Vorderpfoten glänzten.

Nach seinem Abendbrot und der langen Tagesreise war es kein Wunder, daß Curdie jetzt müde war. Seit dem Sonnenuntergang war die Luft warm und angenehm gewesen. Er legte sich unter den Baum, schloß die Augen und gedachte zu schlafen. Er irrte sich jedoch. Aber obwohl er nicht schlafen konnte, merkte er, daß er angenehm ruhte.

Bald hörte er irgendwo den Klang süßen Gesangs, wie er ihn nie zuvor gehört hatte – ein Gesang wie von merkwürdigen weit entfernten Vögeln, der immer näher kam. Schließlich hörte er ihre Flügel und als er die Augen öffnete, sah er eine Anzahl sehr großer Vögel, die, wie es schien, rings um ihn landeten, wobei sie immer noch sangen. Es war seltsam, aus den Kehlen solcher großen Vögel Gesang zu hören.

Und weitersingend, mit großen und runden, aber nicht weniger vogelartigen Stimmen, begannen sie einen merkwürdigen Tanz um Curdie zu weben, wobei sie die Flügel im Takt mit den Beinen bewegten. Aber der Tanz schien irgendwie gestört und gerissen zu sein und in einem Wirbel zu sich selbst zurückzukehren, statt glatt weiter dahinzugleiten. Und Curdie merkte bald durch das leise kurze Knurren hinter ihm den Grund der Unvollkommenheit: sie wollten um den ganzen Baum tanzen, aber Lina wollte ihnen nicht erlauben, auf ihre Seite zu kommen.

Nun mochte Curdie die Vögel und Lina *mochte* er nicht gerade. Aber weder das eine noch beide zusammen bildeten einen *Grund*, die Kreatur der Prinzessin zu vertreiben. Zweifellos war sie das Geschöpf der Kobolde *gewesen*, aber das letzte Mal hatte er sie im Haus des Königs und zu den Füßen der alten Prinzessin gesehen. Deshalb ließ er sie machen, was sie wollte, und der Tanz der Vögel setzte sich nur als Halbkreis fort, an den Rändern unruhig und sich zu sich zurückbewegend.

Aber ihr Gesang, ihre Bewegungen und das Schlagen ihrer Flügel machten ihn schließlich dennoch schläfriger. Die ganze Zeit über hatte er daran gezweifelt, daß es wirklich Vögel sein konnten, und je schläfriger er wurde, desto mehr stellte er sich vor, sie seien etwas anderes, aber er befürchtete nichts Schlimmes.

Plötzlich, gerade als er unter die Wogen des Schlummers sank, erwachte er mit heftigen Schmerzen. Die Vögel waren auf ihm – ganz auf ihm – und hatten begonnen, ihn mit Schnäbeln und Krallen zu zerreißen. Er

hatte jedoch noch Zeit für das Gefühl, daß er sich unter ihrem Gewicht nicht rühren konnte, als sie ein größliches Geschrei erhoben und sich wie eine Wolke zerstreuten. Lina war mitten unter ihnen, schnappte und schlug mit den Pfoten zu, während ihr Schwanz sie um und umhaute. Aber sie flogen hoch, sammelten sich und stießen als Schwarm auf sie herunter; sie setzten sich auf jeden Teil ihres Körpers, so daß Curdie nur eine riesige unförmige Masse sah, die weg in die Dunkelheit zu rollen schien. Er stand auf und versuchte zu folgen, aber er konnte nichts sehen, und nachdem er einige Zeit hierhin und dorthin gewandert war, fand er sich neben dem Weißdorn wieder.

Er hatte große Angst, daß die Vögel zuviel für Lina gewesen waren und sie in Stücke gerissen hatten. Nach einem Weilchen kam sie jedoch zurückgehumpelt und legte sich an ihrem alten Platz nieder. Curdie legte sich auch hin, aber durch die Schmerzen seiner Wunden gab es für ihn keinen Schlaf. Als es hell wurde, fand er seine Kleidung zu einem großen Teil zerrissen und ebenso seine Haut, wunderte sich aber voller Freude, daß die Vögel seine Augen nicht attackiert hatten. Dann wandte er sich um, nach Lina zu schauen. Sie stand auf und kroch zu ihm. Aber sie befand sich in einem weit schlimmeren Zustand als er – zerrupft, aufgerissen und zerschnitten von den Schnäbeln und Krallen der Vögel, besonders der nackte Teil ihres Halses, so daß sie einen erbarmungswürdigen Anblick bot. Und diese schlimmsten Wunden konnte sie nicht erreichen, um sie zu lecken.

„Arme Lina!“ sagte Curdie, „du hast das abgekliegt, weil du mir geholfen hast.“

Sie wedelte mit dem Schwanz und machte klar, daß sie ihn verstand. Da durchfuhr es Curdies Kopf, daß dies vielleicht der Begleiter war, den ihm die Prinzessin versprochen hatte. Denn die Prinzessin machte vieles anders, als jeder erwartete! Lina war gewiß keine Schönheit, aber schon in der ersten Nacht hatte sie ihm das Leben gerettet.

„Komm, Lina,“ sagte er, „wir brauchen Wasser.“

Sie hielt die Nase an die Erde und nachdem sie für einen Moment geschnuppert hatte, rannte sie geradeaus los. Curdie folgte. Der Boden war so uneben, daß er, nachdem er sie viele Male aus den Augen verloren hatte, sie schließlich völlig verloren zu haben schien. Nach ein paar Minuten traf er sie jedoch, wie sie auf ihn wartete. Sofort rannte sie wieder los. Nachdem er sie viele Male verloren und wiedergefunden hatte, fand er sie zuletzt neben einem großen Stein liegen. Sobald er hinkam, begann sie, an dem Stein mit den Pfoten zu kratzen. Als er ihn ein paar Zentimeter angehoben hatte, schob sie zuerst die Nase und dann die Zähne in die Lücke und hob den Stein mit der ganzen Kraft ihres Nacken höher.

Als sie ihn schließlich zusammen hochbekommen hatten, war da eine schöne kleine Quelle. Curdie füllte seine Mütze mit dem klarsten und süßesten Wasser und trank. Dann reichte er sie Lina und sie trank reichlich. Als nächstes wusch er sorgfältig ihre Wunden. Und während er dies tat, bemerkte er, wie sehr die Kahlheit ihres Halses zu der seltsamen Widerwärtigkeit ihrer Erscheinung beitrug. Da fiel ihm der Ziegenfellbeutel ein, den ihm seine Mutter gegeben hatte, und er nahm ihn von der Schulter und probierte, ob man davon einen Kragen für das arme Tier machen könne. Er fand, daß er gerade reichte und das Haar von so ähnlicher Farbe war wie Linas, daß niemand vermuten konnte, es sei woanders gewachsen.

Er nahm sein Messer, riß die Nähte des Beutels auf und fing an, die Haut Lina's Hals anzupassen. Es war offensichtlich, daß sie vollkommen verstand, was er vorhatte, denn sie bemühte sich, den Hals auf geeignete Weise zu halten, indem sie ihn hierhin und dorthin drehte, während er es mit seinem spärlichen Material zustande brachte, daß der Kragen paßte. Da seine Mutter darauf geachtet hatte, ihn mit Nadeln und Fäden auszustatten, hatte er bald einen hübschen Ringkragen für Lina fertiggebracht. Er band ihn mit einem seiner Schnürsenkel fest, den das lange Haar verdeckte. Die arme Lina sah damit viel besser aus. Aber niemand hätte es ein Stück Modeputz nennen können. Wenn jemals grüne Augen mit einem gelben Licht darin dankbar blickten, ihre taten es.

Da sie keinen Beutel mehr hatten, um den Proviant darin zu tragen, aßen jetzt Curdie und Lina, was von ihm übrig war. Dann brachen sie wieder zu ihrer Reise auf. Sieben Tage dauerte sie. Sie begegneten verschiedenen Abenteuern und bei allen erwies sich Lina als so hilfreich und so bereit, um ihres Gefährten willen ihr Leben zu riskieren, daß Curdie sie nicht nur sehr gern hatte, sondern ihr völlig vertraute; und ihre Häßlichkeit, die zuerst nur sein Mitleid hervorgerufen hatte, verstärkte jetzt tatsächlich seine Zuneigung zu ihr. Eines Tages, als er sie anschaute, wie sie vor ihm im Gras ausgestreckt lag, sagte er:

„Ach. Lina! Wenn dich nur die Prinzessin in ihrem Rosenfeuer brennen würde!“

Sie schaute zu ihm auf, stieß ein trauriges Winseln wie ein Hund aus und legte den Kopf auf seine Füße. Was oder wieviel, konnte er nicht sagen, aber offenkundig hatte sie etwas von seinen Worten aufgenommen.



## Kapitel 12

### Mehr Kreaturen

Eines Tages waren sie von morgens bis abends durch einen Wald gegangen. Sobald die Sonne untergegangen war, wurde Curdie sich bewußt, daß mehr im Wald waren als sie selbst. Erst sah er in einiger Entfernung nur das schnelle Huschen einer Gestalt an den Bäumen vorbei. Dann sah er in kürzeren Abständen eine andere und dann noch eine. Dann sah er weitere sowohl entfernter als auch näher. Zuletzt, als er Lina vermißte und nach ihr Ausschau hielt, sah er eine Erscheinung so phantastisch wie sie, die sich an sie heranschlich und anfang, mit ihr auf eine tierische Art zu sprechen, was Lina offenkundig verstand.

Bald entwickelte sich zwischen ihnen, was ein Streit zu sein schien, und merkwürdige Geräusche folgten, vermischt mit Knurren. Schließlich kam es zu einem Kampf, der jedoch nicht lange dauerte, bis sich die Kreatur des Waldes auf den Rücken warf und die Pfoten zu Lina hochhielt. Sie ging sofort weiter und die Kreatur stand auf und folgte ihr. Sie waren nicht weit gegangen, als ein weiteres seltsames Tier erschien und sich Lina näherte, worauf sich genau dasselbe wiederholte, indem das besiegte Tier aufstand und den anderen folgte. Wieder und immer wieder erschien ein neues Tier, schien zu etwas aufgefordert zu werden, kämpfte mit Lina und wurde von ihr besiegt, bis ihr schließlich, ehe sie aus dem Wald hinaus kamen, neunundvierzig der äußerst grotesk häßlichen, höchst übertrieben abnormen Tiere folgten, die sich die Vorstellungskraft ausmalen kann. Sie zu beschreiben wäre eine hoffnungslose Aufgabe.

Ich habe einen Jungen gekannt, der Tiere aus Heidekrautwurzeln baute. Wo immer er vier Beine finden konnte, fand er ziemlich sicher Kopf und Schwanz. Seine Tiere waren eine äußerst komische Menagerie und recht ertragreich an Gelächter. Aber sie waren nicht so grotesk und extravagant wie Lina und ihre Gefolgs-kreaturen. Eine von ihnen zum Beispiel war wie eine Boa constrictor, die auf vier kleinen kurzen Beinen dicht am Schwanz lief. In ungefähr derselben Entfernung vom Kopf befanden sich zwei kleine Flügel, mit denen sie dauernd flatterte, als ob sie versuchte, mit ihnen zu fliegen. Curdie meinte, sie stelle sich vor, sie fliege mit ihnen, wenn sie nur eifrig auf ihren vier kleinen Stümpfen entlangstapfte. Wie es ihr gelang mit-zuhalten, konnte er sich nicht denken, bis er sie einmal in der Gruppe vermißte; im selben Moment erblickte er in einiger Entfernung etwas, das sich mit einem kolossalen schlängelnden Tempo durch die Bäume wand, und bald, hinter einer riesigen Esche hervor, fügte sich ebendiese Kreatur wieder in die Gruppe ein und watschelte still auf ihren vier Stümpfen weiter.

Als er sie danach beobachtete, sah er, daß sie, wenn sie nicht länger mithalten konnte und alle ein wenig Vorsprung hatten, sie weg von der Strecke schoß und eine große Runde drehte, indem sie sich in mächtigen Bewegungswellen entlangschlängelte, wobei sie gewaltig wogend den Boden verschlang und galoppierte, als bestehe sie nur aus Beinen und ohne ihre vier Stümpfe. Auf diese verrückte Art schoß sie voran und ein paar Minuten später watschelte sie wieder inmitten der anderen friedlich und ziemlich schmerzvoll auf ihren wenigen vier.

Bei der Zeit, die es braucht, eine dieser Kreaturen zu beschreiben, ist es leicht einzusehen, daß es kaum anginge, eine Beschreibung aller neunundvierzig zu versuchen. Sie waren keine gern zu betrachtende Begleitung, aber nichtsdestoweniger es wert, in Betrachtung gezogen zu werden; und Curdie war viel zu lange an die Koboldkreaturen im Bergwerk und auf dem Berg gewöhnt, um sich das geringste bißchen dadurch unbehaglich zu fühlen, daß ihm solch eine Herde folgte. Im Gegenteil; die erstaunlichen Extravaganzen der Gestalten, die sie aufwies, amüsierten ihn außerordentlich und verkürzten beträchtlich die Reise.

Bevor sie alle versammelt waren, wurde es jedoch so dunkel, daß er zu gleicher Zeit nur einen Teil von ihnen sehen konnte, und ab und zu, wie die Gruppe entlangwanderte, wurde er von einem ungewöhnlichen Glied oder Merkmal erschreckt, das von ihm nie zuvor für möglich gehalten worden war und das sich aus der Dunkelheit in seinen Gesichtskreis schob. Wahrscheinlich waren einiger seiner alten Bekannten dazwischen, obwohl die Bedingungen des Halbdunkels, in denen allein er jemals welche gesehen hatte, so waren, daß er sie kaum identifizieren konnte.

Sie marschierten feierlich weiter, fast lautlos, denn die Kreaturen machten mit Füßen oder Stimmen selten ein Geräusch. Als sie aus dem Wald hinauskamen, herrschte morgendliches Zwielflicht. Ins Offene zog die seltsame Flut von Mißgestalten, jede Lina folgend. Plötzlich blieb sie stehen, wandte sich zu ihnen um und sagte etwas, das sie verstanden, obwohl die Töne, die sie machte, für Curdies Ohr keine Artikulation zu haben schienen. Sofort machten alle kehrt und verschwanden im Wald und Lina kam allein geschmeidig und schwerfällig ihrem Herrn hinterhergetrottet.

## Kapitel 13

### Die Frau des Bäckers

Sie kamen jetzt durch eine reizvolle Gegend mit Hügeln, Tälern und rauschenden Bächen. Die Hügel waren schroff mit durchbrochenen Schluchten für Wasserläufe und tiefen kleinen Tälern voll mit Bäumen. Aber ab und zu gelangten sie zu einem größeren Tal mit einem schönen Fluß, dessen flache Ufer und die angrenzenden Wiesen über und über mit roten und weißen Kühen bedeckt waren, während oberhalb auf den Feldern, die sich ein bißchen zum Fuß der Hügel neigten, Hafer, Gerste und Weizen wuchsen und auf den Flanken der Hügel hingen Weinreben und ragten Kastanien hoch.

Schließlich kamen sie an einen breiten, schönen Fluß, den sie entlanggehen mußten, um zur Stadt Gwyntystorm zu gelangen, wo der König seinen Hof hatte. Auf ihrem Weg verengten sich das Tal und dann der Fluß, aber er war immer noch breit genug für große Boote. Dann, während der Fluß seine Breite behielt, wurden die Ufer schmaler, bis es nur noch Platz für eine Straße zwischen dem Fluß und den großen Klippen gab, die über ihm hingen. Zuletzt machten Fluß und Straße eine plötzlicher Biegung und siehe! da war ein großer Felsen im Fluß, der geteilt ihn umfloß, und oben auf dem Felsen lag die Stadt mit hohen Mauern, Türmen und Zinnen, und über der Stadt erhob sich der Palast des Königs, gebaut wie eine starke Burg. Aber die Befestigungen waren schon lange vernachlässigt worden, denn das ganze Land befand sich nun unter dem einen König und alle sagten, es bestehe keine Notwendigkeit mehr für Waffen und Mauern. Niemand gab vor, seinen Nachbarn zu lieben, aber jeder sagte, er wisse, daß Frieden und ruhiges Benehmen das Beste für ihn war, und das, sagte er, sei genauso nützlich und sehr viel vernünftiger. Die Stadt war blühend und reich und wenn jeder sich nicht wohlfühlte, sagte jeder andere, er sollte es aber.

Als Curdie gegenüber dem gewaltigen Felsen ankam, der über und über von Kristallen funkelte, fand er eine schmale Brücke, die mit Toren, Fallgitter und Türmen mit Schießscharten verteidigt wurde. Aber die Tore standen weit auf und sackten von ihren großen Scharnieren ab; das Fallgitter war vom Rost angefressen und klemmte offensichtlich unbeweglich in den Leitschienen, während die Türme weder Boden noch Dach hatten und ihre oberen Teile schnell das Innere füllten. Curdie fand es schade, wenn auch nur wegen ihrer alten Historie, daß sie so vernachlässigt wurden. Aber jeder in der Stadt betrachtete diese Zeichen von Verfall als den besten Beweis für den Wohlstand des Ortes. Handel und Eigeninteresse, sagten sie, hatten die Oberhand über die Gewalt gewonnen und die Probleme der Vergangenheit waren von den Reichtümern verschüttet, die durch die offenen Tore hereinströmten.

Es gab in der Stadt tatsächlich eine Philosophensekte, die lehrte, es wäre besser, die ganze vergangene Geschichte der Stadt zu vergessen, würden ihre früheren Unvollkommenheiten den derzeitigen Einwohnern nicht zeigen, wie überlegen sie und ihre Zeit waren, und sie befähigten, über ihre Vorfahren zu triumphieren. Es gab in der Stadt sogar gewissen Quacksalber, die Pillen anpriesen, welche die Leute in die Lage versetzten, gut von sich selbst zu denken, und ein paar kauften sie, aber die meisten lachten und sagten mit

offenkundiger Wahrheit, daß sie ihrer nicht bedurften. In der Tat, wenn sie zusammenkamen, war das allgemeine Thema ihrer Unterhaltungen, wieviel klüger sie waren als ihre Vorväter.

Curdie überquerte den Fluß und begann, die gewundene Straße hochzusteigen, die zur Stadt führte. Sie trafen auf eine große Menge Müßiggänger und alle starrten sie an. Es war kein Wunder, daß sie starrten, aber da war in ihren Blicken eine Unfreundlichkeit, die Curdie nicht gefiel. Niemand jedoch schickte sich an, sie zu behelligen: Lina lud nicht zu Ungehörigkeiten ein. Nach einem langen Aufstieg erreichten sie das Haupttor der Stadt und traten ein.

Die Straße war sehr steil und stieg zum Palast an, der mit mächtiger Wirkung alle Häuser überragte. Gerade als sie hereinkamen, rannte ein Bäcker in weißer Schürze aus seinem Laden, der sich ein paar Türen hinter dem Tor befand, zum Geschäft seines Freundes, des Barbiers. Aber als er rannte, stolperte er und fiel schwer hin. Curdie eilte, ihm aufzuhelfen, und fand, daß er sich den Kopf schlimm geprellt hatte. Der Bäcker verfluchte schmerzvoll den Stein, daß der ihn hatte stolpern lassen, und erklärte, dies sei zum dritten Mal in diesem Monat geschehen, daß er über ihn gefallen war, und sagte, was denn der König machte, daß er dem Stein erlaubte, für immer auf der Hauptstraße seiner königlichen Residenz Gwyntystorm hervorzustehen! Wozu gab es einen König, wenn er nicht für die Köpfe seines Volkes sorgte! Und er streichelte sich empfindlich die Stirn.

„Waren es Ihr Kopf oder Ihre Füße, die für den Fall verantwortlich gemacht werden sollten?“ fragte Curdie.

„Was denn, du Dussel von einem Bergarbeiter! Natürlich meine Füße,“ antwortete der Bäcker.

„Na dann,“ sagte Curdie, „kann der König keine Schuld haben.“

„Ach, ich verstehe!“ sagte der Bäcker. „Du stellst mir eine Falle. Wenn du darauf hinauswillst, war es natürlich mein Kopf, der auf meine Füße hätte achten sollen. Aber es ist Sache des Königs, auf uns alle zu achten und seine Straßen glatt zu halten.“

„Nun, ich sehe nicht,“ sagte Curdie, „weshalb sich der König um den Bäcker kümmern soll, wenn sich der Kopf des Bäckers nicht um die Füße des Bäckers kümmern will.“

„Wer bist du, daß du dich über den Bäcker des Königs lustig machst?“ schrie der Bäcker erbost.

Aber statt zu antworten, ging Curdie zu der Beule auf der Straße, die sich auf dem Kopf des Bäckers wiederholte, und indem er seine Hacke auf das Hammerende drehte, führte er solch einen Schlag auf den Stein, daß seine Stücke weit umherflogen. Schlag auf Schlag machte er, bis er die Straße eingeebnet hatte.

Aber voller Wut stürzte der Barbier heraus auf ihn.

„Wozu hast du mit deiner Spitzhacke mein Fenster zerbrochen, du Halunke?“

„Das tut mir sehr leid,“ sagte Curdie. „Es muß ein Stück von dem Stein gewesen sein, das von meiner Hacke wegflog. Dafür konnte ich ja nichts.“

„Konntest nichts dafür! Eine schöne Geschichte! Wozu mußtest du den Felsen zerbrechen – eben den Felsen, auf dem die Stadt steht?“

„Sehen Sie sich die Stirn Ihres Freundes an,“ sagte Curdie. „Sehen Sie, was für eine Beule er dort hat, weil er über eben diesen Felsen gefallen ist.“

„Was hat das mit meinem Fenster zu tun?“ rief der Barbier. „Seine Stirn kann sich selbst heilen, mein armes Fenster nicht.“

„Aber er ist der Bäcker des Königs,“ sagte Curdie, immer erstaunter über den Zorn des Mannes.

„Was geht das mich an? Das ist eine freie Stadt. Jeder kümmert sich um sich selber und der König kümmert sich um uns alle. Ich kriege den Preis meines Fensters von dir oder der Schatzkanzler soll für es bezahlen.“  
Etwas fiel Curdie ins Auge. Er bückte sich, hob ein Stück des Steins auf, den er zerschlagen hatte, und steckte ihn in die Tasche.

„Du willst vermutlich mit diesem Stein ein anderes meiner Fenster einwerfen!“ sagte der Barbier.

„Oh nein,“ sagte Curdie. „Ich hatte nicht die Absicht, Ihr Fenster einzuwerfen, und ich werde bestimmt auch kein anderes einwerfen.“

„Gib mir den Stein,“ sagte der Barbier.

Curdie gab ihn ihm und der Barbier warf ihn über die Stadtmauer.

„Ich dachte, Sie wollten den Stein,“ sagte Curdie.

„Nein, du Dummkopf!“ antwortet der Barbier. „Was sollte ich mit einem Stein wollen?“

Curdie bückte sich und hob einen anderen Stein auf.

„Gib mir diesen Stein,“ sagte der Barbier.

„Nein,“ antwortete Curdie. „Sie haben gerade gesagt, daß Sie keinen Stein wollen, und ich will einen.“

Der Barbier packte Curdie am Kragen.

„Los jetzt! Bezahl mir das Fenster.“

„Wieviel?“ fragte Curdie.

Der Barbier sagte: „Eine Krone.“ Aber der Bäcker, verärgert über die Herzlosigkeit des Barbiers, mit der dieser mehr an sein kaputtes Fenster dachte als an die Beule auf der Stirn seines Freundes, griff ein:

„Nein, nein,“ sagte er zu Curdie, „bezahl nicht solchen Betrag. Eine kleine Scheibe wie die kostet nur ein Viertel.“

„Nun, um sicher zu sein,“ sagte Curdie, „zahle ich die Hälfte.“ Denn er mißtraute sowohl dem Bäcker als auch dem Barbier. „Vielleicht bringt er mir eines Tages die Differenz, wenn er gefunden hat, daß er zuviel verlangte.“

„Ha! Ha!“ lachte der Barbier. „Ein Narr und sein Geld werden schnell getrennt.“

Aber als er die Münze aus Curdies Hand nahm, ergriff er diese mit vorgespielder Versöhnung und echter Zufriedenheit. In Curdies Hand war die des Barbiers die kalte, glatte, ledrige Handfläche eines Affen. Er schaute hoch und erwartete beinahe zu sehen, wie der Barbier die Münze in die Wange steckte; aber der war noch nicht ganz so weit gekommen, obwohl er auf dem Weg dorthin war: dann würde er keine andere Tasche haben.

„Jedenfalls bin ich froh, daß dieser Stein weg ist,“ sagte der Bäcker. „Er war der Fluch meines Lebens. Ich hatte keine Ahnung, wie leicht es war, ihn zu beseitigen. Gib mir deine Spitzhacke, junger Bergmann, und ich will dir zeigen, wie ein Bäcker die Steine fliegen lassen kann.“

Er nahm Curdie das Werkzeug aus der Hand und stürzte sich auf einen der Grundsteine des Tordurchgangs. Doch er beschädigte den Stein kaum, stauchte sich schrecklich den Arm, ließ mit einem Schmerzensschrei die Hacke fallen und rannte in seinen Laden. Curdie hob sein Arbeitsgerät auf und indem er dem Bäcker nachschaute, sah er Brot im Schaufenster und folgte ihm hinein. Aber der Bäcker, der sich schämte und dachte, Curdie komme, um ihn auszulachen, rannte aus der Hintertür, und als Curdie eintrat, kam die Frau des Bäckers aus der Backstube, um ihn zu bedienen. Curdie fragte nach dem Preis eines bestimmten ziemlich großen Brotes.

Nun hatte die Bäckerfrau mitangesehen, was passiert war, seit ihr Mann aus dem Laden gerannt war, und ihr gefiel Curdies Aussehen. Auch war sie viel ehrlicher als ihr Mann. Indem sie einen Blick zur Hintertür warf, sagte sie:

„Das ist nicht das beste Brot. Ich will dir einen Laib von dem verkaufen, das wir für uns selbst backen.“ Und als sie gesprochen hatte, hielt sie einen Finger an die Lippen. „Gib in diesem Ort acht auf dich, mein Sohn,“ fügte sie hinzu. „Man liebt hier keine Fremden. Ich war einst eine Fremde und ich weiß, was ich sage.“ Als sie dann glaubte, ihren Mann zu hören, sagte sie mit lauterer Stimme: „Das ist ein seltsames Tier, das du da hast.“

„Ja,“ antwortete Curdie. „Sie ist keine Schönheit, aber sie ist sehr brav und wir lieben uns. Nicht wahr, Lina?“

Lina schaute hoch und winselte. Curdie warf ihr die Hälfte des Brotlaibs hin, die sie aß, während ihr Gebieter und die Bäckerfrau ein bißchen plauderten. Dann gab ihnen die Bäckerfrau etwas Wasser und nachdem Curdie für seinen Laib bezahlt hatte, gingen er und Lina zusammen die Straße hoch.

## Kapitel 14

### Die Hunde von Gwyntystorm

Die steile Straße führte sie geradeaus hoch zu einem großen Marktplatz mit Metzgerläden, wo es viele Hunde gab. Sobald sie Lina erblickten, kamen alle auf sie zugestürmt und gaben ihr keine Chance, sich zu erklären. Als Curdie die Hunde kommen sah, hob er seine Hacke über die Schulter und stand bereit, falls sie es so haben wollten. Da sie ihn derart gerüstet sah, sein Gefolgstier zu verteidigen, flog eine große häßliche Bulldogge auf ihn zu. Mit dem ersten Hieb traf Curdie sie durchs Gehirn und das Biest fiel ihm tot vor die Füße. Aber er konnte seine Waffe nicht sofort wiedergewinnen, die im Schädel seines Feindes steckte, und als ein riesiger Mastiff ihn so behindert sah, stürzte er sich als nächster auf ihn.

Nun war Lina, die sich unterwegs so tapfer gezeigt hatte, beim Betreten der Stadt scheu geworden und blieb immer an Curdies Fersen. Aber jetzt war sie an der Reihe. Sowie sie ihren Herrn in Gefahr sah, schien sie vor Wut wahnsinnig zu werden. Als der Mastiff Curdie an die Kehle sprang, flog Lina zu ihm, packte ihn mit den gewaltigen Kiefern, machte eine knirschende Drehung und er lag mit gebrochenem Genick neben der Bulldogge. Sie waren nach dem Urteil der Metzger von Gwyntystorm die besten Hunde auf dem Markt gewesen. Heraus kamen ihre Gebieter, Messer in den Händen.

Curdie richtete sich auf, Hacke auf der Schulter, und erwartete ihre Ankunft, während seine schreckliche Begleiterin nicht nur ihre äußere Umrandung von Eiszapfenzähnen zeigte, sondern auch eine doppelte Reihe verwendungsbereiter Reißzähne, die sie im Mund hatte, und ihre grünen Augen blitzten gelb wie Gold. Die Metzger, denen der Anblick der beiden oder der Hunde zu ihren Füßen nicht gefiel, wichen zurück und begannen, in der Art aufgebrachte Männer zu protestieren.

„Fremder,“ sagte der erste, „diese Bulldogge gehört mir.“

„Dann nehmen Sie sie,“ sagte Curdie ungehalten.

„Du hast sie getötet!“

„Ja – sonst hätte sie mich getötet.“

„Das ist nicht meine Sache.“

„Nicht?“

„Nein.“

„Das macht es dann umso mehr zu meiner.“

„Diese Art gehört sich einfach nicht,“ sagte der andere Metzger.

„Das stimmt,“ sagte Curdie.

„Das ist mein Mastiff,“ sagte der andere Metzger.

„Und wie er es sein sollte,“ sagte Curdie.

„Dein Biest soll dafür lebendig brennen,“ sagte der Metzger.

„Noch nicht,“ antwortete Curdie. „Wir haben nichts Unrechtes getan. Wir sind ruhig eure Straße hochgegangen, als sich eure Hunde auf uns stürzten. Wenn ihr euren Hunden nicht beibringt, wie Fremde zu behandeln sind, müßt ihr die Folgen tragen.“

„Sie behandeln sie völlig angemessen,“ sagte der Metzger. „Welches Recht hat irgend jemand, eine Abscheulichkeit wie diese in unsere Stadt zu bringen? Der Horror reicht, um aus jedem Kind im Ort einen Idioten zu machen.“

„Wir sind beide Untertanen des Königs und mein armes Tier kann nichts für sein Aussehen. Wie würde es Ihnen gefallen, so behandelt zu werden, weil Sie häßlich sind? Ihr gefällt ihr Aussehen nicht besser als Ihnen – aber was kann sie machen, um es zu ändern?“

„Ich werde es ändern,“ sagte der Kerl.

Daraufhin schlangen die Metzger ihre langen Messer und kamen näher, wobei sie die Augen auf Lina richteten.

„Hab keine Angst, Lina,“ rief Curdie. „Ich werde einen töten – du tötest den andern.“

Lina stieß ein Geheul aus, das eine Armee in Schrecken versetzt hätte, und duckte sich, bereit zu springen. Die Metzger machten kehrt und rannten.

Inzwischen hatte sich eine große Menge hinter den Metzgern versammelt, darunter eine Anzahl Jungen, die aus der Schule kamen und anfangen, Steine auf die Fremden zu werfen. Es war ein Verhalten, das sie bei Mensch und Tier zeigten, aber von dem sie nicht erwarteten, damit irgend etwas zu erreichen. Einer der Steine traf Lina; sie fing ihn mit den Zähnen und zermalmte ihn, so saß er ihr als Schotter aus dem Mund fiel. Einige, die vorn in der Menge standen, sahen es und wurden in Schrecken versetzt. Sie wichen zurück; durch ihren Rückzug bekamen es die übrigen mit der Angst zu tun; die Panik breitete sich aus und schließlich zerstob die Menge in alle Richtungen. Sie rannten und schrien und sagten, der Teufel und seine Mutter seien nach Gwyntystorm gekommen. So wurden Curdie und Lina unbehelligt auf dem Marktplatz stehen gelassen. Aber ihr Terror verbreitete sich in der Stadt und jeder begann, seine Tür zu schließen und zu verriegeln, so daß zu der Zeit, in der die untergehende Sonne die Straßen beschien, aus Furcht vor dem Teufel und seiner gräßlichen Mutter kein Geschäft offengeblieben war. Aber alle oberen Fenster mit Blick auf sie waren gedrängt voll mit Köpfen, die sie beobachteten, wie sie einsam auf dem verlassenen Marktplatz standen.

Curdie schaute sorgfältig rings umher, konnte aber nicht eine einzige offene Tür sehen. Er erblickte das Schild eines Gasthauses und indem er seine Hacke hinlegte und Lina sagte, auf sie aufzupassen, ging er zur Tür des Gasthauses und klopfte. Aber statt die Tür zu öffnen, warfen die Leute im Haus aus den Fenstern Gegenstände auf ihn. Sie wollten kein Wort von ihm hören, das er sprach, sondern schickten ihn mit blutendem Gesicht zurück zu Lina. Als sie das sah, sprang sie voll Wut auf und war im Begriff, zu dem Haus zu stürmen, in das sie sicherlich eingebrochen wäre, aber Curdie rief sie zurück und ließ sie sich neben ihn legen, während er sich darauf besann, was er als nächstes tun sollte.

„Lina,“ sagte er, „die Leute halten ihre Tore offen, aber ihre Häuser und Herzen geschlossen.“



Als ob sie wußte, daß es ihre Anwesenheit war, die ihm diese Schwierigkeiten bereitet hatte, stand sie auf und lief im Kreis um ihn herum, wobei sie wie eine Tigerin schnurrte und sich an seinem Bein rieb.

Da war ein kleines strohgedecktes Haus, das zwischen zwei hohen Giebeln eingeklemmt war, und aus den Seiten der beiden großen Häuser ragten hervorstehende Fenster, die sich beinahe über dem Dach des kleinen Hauses trafen, so daß es auf der Straße wie ein Puppenhaus dastand. In diesem Haus wohnte eine alte Frau mit einer Enkelin. Und weil sie nie tratschte oder stritt oder auf dem Markt schacherte, sondern auf das verzichtete, das sie sich nicht leisten konnte, nannten die Leute sie eine Hexe und hätten ihr viel Böses angetan, wenn sie keine Angst vor ihr gehabt hätten.

Während nun Curdie in eine andere Richtung schaute, ging die Tür auf und ein kleines dunkelhaariges, schwarzäugiges, zigeunerhaft aussehendes Kind kam heraus und tapste über den Marktplatz auf die Ausgestoßenen zu. Als sie es kommen sahen, legte sich Lina flach auf die Straße und bedeckte mit den riesigen Vorderpfoten ihren Mund, während Curdie dem Mädchen entgegenging und die Arme ausstreckte. Die Kleine kam geradewegs zu ihm und hielt den Mund hoch, um geküßt zu werden. Dann nahm sie ihn an die Hand und zog ihn zum Haus und Curdie fügte sich der stillen Einladung.

Als aber Lina aufstand, um zu folgen, wich das Kind etwas ängstlich vor ihr zurück. Curdie hob sie hoch und indem er sie mit einem Arm hielt, tätschelte er Lina mit der anderen Hand. Da wollte auch das Kind Hundchen tätscheln, wie es Lina mit einer recht großzügigen Streckung der Höflichkeit nannte, und als es sie einmal getätschelt hatte, nützte alles nichts, sondern Curdie mußte sie auf Hundchen reiten lassen. Also setzte er sie auf Linas Rücken und hielt ihre Hand und sie ritt in fröhlichem Triumph nach Hause, ganz unbewußt der hunderte Augen, die aus den Fenstern um den Marktplatz herum auf ihre Tollkühnheit starrten, oder des Gemurres tiefster Mißbilligung, das sich von ebenso vielen Lippen erhob.

In der Tür stand die Großmutter, um sie zu empfangen. Sie holte das Kind aus Freude über dessen Mut an ihre Brust, hieß Curdie willkommen und zeigte keine Furcht vor Lina. Viel bedeutsames Kopfnicken wurde ausgetauscht und viele sagten zueinander, daß der Teufel und die Hexe alte Freunde waren. Aber die Frau war eine verständige Frau, die, als sie gesehen hatte, wie Curdie und Lina miteinander umgingen, daraus schloß, von welcher Art sie waren, und ließ sie sich in ihrem Haus wohlfühlen. Sie war nicht wie die anderen Stadtleute, denn daß sie Fremde waren, empfand sie als Empfehlung.

Sobald ihre Tür zu war, begannen sich die anderen Türen zu öffnen und bald erschienen hier und dort an einer Schwelle kleine Gruppen, während ein paar der Mutigeren sich auf den Marktplatz wagten – jedoch bereit, auf das geringste Anzeichen von Bewegung in dem kleinen strohgedeckten Haus in ihre eigenen zu eilen.

Der Bäcker und der Barbier hatten sich zu einer dieser Gruppen gesellt und wetzten die Zungen gegen Curdie und sein scheußliches Biest.

„Er kann nicht ehrlich sein,“ sagte der Barbier, „denn er hat mir den zweifachen Wert der Scheibe bezahlt, die er in meinem Fenster zerbrochen hat.“

Und dann erzählte er ihnen, wie Curdie sein Fenster zerbrochen hatte, indem er mit seinem Hammer einen Stein auf der Straße zertrümmerte. Da schaltete sich der Bäcker ein.

„Das war genau der Stein,“ sagte er, „über den ich im letzten Monat dreimal gefallen bin; kann es mit rechten Dingen zugehen, daß er ihn mit dem ersten Hieb in Stücke schlug? Nur um mir darin schlüssig zu werden, probierte ich seinen Hammer an einem Stein im Tor; es brach mir fast beide Arme und lockerte die Hälfte meiner Zähne im Kopf!“

## Kapitel 15

### Derba und Barbara

Inzwischen wurden die Wanderer von der alten Frau und ihrer Enkelin gastfreundlich umhegt und alle fühlten sich zusammen sehr behaglich und glücklich. Die kleine Barbara saß auf Curdies Knie und er erzählte ihr Geschichten vom Bergwerk und von seinen Abenteuern dort. Aber er erwähnte nie den König oder die Prinzessin, denn die Geschichte war schwer zu glauben. Und er erzählte ihr von seinen Eltern und wie gut sie waren. Und Derba saß dabei und höre zu. Schließlich schlief Barbara in Curdies Arm ein und ihre Großmutter trug sie ins Bett.

Es war ein ärmliches kleines Haus und Derba überließ Curdie ihr Zimmer, weil er ehrlich war und verständig sprach. Curdie sah, wie es war, und bat sie eindringlich, ihm zu erlauben, auf dem Fußboden zu liegen, aber davon wollte sie nichts hören.

In der Nacht wurde er von Lina geweckt, die an ihm zog. Als er zu ihr sprach, hörte sie auf und Curdie dachte lauschend, er höre jemanden versuchen, hereinzukommen. Er stand auf, nahm seine Hacke und ging lauschend und schauend durch das Haus; aber obwohl er jetzt an einer Stelle und wieder an einer anderen Geräusche hörte, konnte er sich nicht denken, was sie bedeuteten, denn es erschien niemand. Sicherlich war es nicht wahrscheinlich, daß irgend jemand Lina in der Nach angreifen würde, wenn man bedachte, wie sie am Tage alle in Angst versetzt hatte. Nach und nach hörten die Geräusche auf und Curdie ging zurück ins Bett und schlief ungestört.

Am Morgen jedoch kam Derba in großer Aufregung zu ihm und sagte, man habe die Tür fest verrammelt, so daß sie nicht hinausgehen konnte. Curdie stand sofort auf und ging mit ihr herum: sie fanden, daß nicht nur die Tür, sondern auch jedes Fenster im Haus von außen so gesichert war, daß man unmöglich eines öffnen konnte, ohne rohe Gewalt anzuwenden. Die arme Derba schaute ängstlich in Curdies Gesicht. Er brach in Lachen aus.

„Die irren sich sehr,“ sagte er, „wenn sie meinen, sie könnten Lina und einen Bergarbeiter in irgend einem Haus in Gwyntystorm festsetzen – selbst wenn sie Türen und Fenster zumauerten.“ Damit schulterte er seine Hacke. Aber Derba bat ihn, jetzt noch kein Loch in ihr Haus zu machen. Sie hatte reichlich genug zum Frühstück, sagte sie, und bis es Zeit zum Mittagessen war, würden sie wissen, was die Leute beabsichtigten.

Und in der Tat wußten sie es. Denn innerhalb einer Stunde erschien einer der Oberrichter der Stadt, begleitet von zwanzig Soldaten mit gezogenen Schwertern und gefolgt von einer großen Menschenmenge, der verlangte, daß sich der Bergarbeiter und sein Biest ergaben; der eine, damit er wegen der Unruhe, die er verursacht, und für die Rechtsverletzung, die er begangen hatte, vor Gericht gestellt werde; das andere, damit es lebendig geröstet werde für seinen Anteil an der Tötung zweier wertvoller und harmloser Tiere, die angesehenen Bürgern gehört hatten. Der Aufforderung ging eine Trompetenfanfare voraus und eine folgte ihr; sie wurde mit aller Förmlichkeit vom Stadtmarschall persönlich verlesen.

Sobald er geendet hatte, rannte Lina in den kleinen Flur und stand vor der Tür.

„Ich ergebe mich,“ rief Curdie.

„Dann fessle dein Biest und gib es her.“

„Nein, nein,“ rief Curdie durch die Tür. „Ich ergebe mich, aber ich mache nicht eure Henkersarbeit. Wenn ihr meine Hündin wollt, müßt ihr sie ergreifen.“

„Dann werden wir das Haus anzünden und samt der Hexe verbrennen.“

„Es wird schlimm für uns sein, aber wir werden erst ein paar Dutzend von euch töten,“ rief Curdie. „Wir haben nicht die geringste Angst vor euch.“

Dann wandte sich Curdie an Derba und sagte:

„Haben Sie keine Angst. Ich habe das starke Gefühl, daß alles gut wird. Sie werden sicher keine Schwierigkeiten kriegen, weil Sie gut zu Fremden sind.“

„Aber der arme Hund!“ sagte Derba.

Nun verstanden Curdie und Lina inzwischen einander mehr als nur ein bißchen und er hatte nicht nur gesehen, daß sie die Proklamation verstanden hatte, sondern nachdem sie verlesen worden war, schaute sie zu ihm mit solch einem Grinsen und solch einem gelben Aufblitzen hoch, daß er auch sah, wie entschlossen sie war, auf sich selbst aufzupassen.

„Die Hündin wird Ihnen wahrscheinlich bald Gelegenheit geben, ein bißchen mehr von ihr zu halten,“ antwortete er. „Aber jetzt,“ fuhr er fort, „fürchte ich, daß ich Ihrem Haus ein bißchen schaden muß. Ich habe jedoch großes Vertrauen, daß ich in der Lage sein werde, es eines Tages gutzumachen.“

„Das Haus ist egal, wenn ihr nur sicher weg könnt,“ antwortete sie. „Ich glaube nicht, daß sie diesem lieben Lamm etwas antun,“ fügt sie hinzu, wobei sie Klein Barbara an die Brust drückte. „Für mich ist alles eins; ich bin auf alles vorbereitet.“

„Was ich machen will, ist nur ein kleines Loch für Lina,“ sagte Curdie. „Sie kann durch ein viel kleineres kriechen, als man denken würde.“

Er nahm die Hacke wieder auf und ging zur hinteren Wand.

„Sie werden das Haus nicht anzünden,“ sagte er sich. „Da steht an jeder Seite ein viel zu gutes.“

Der Tumult war in jedem Moment ständig angewachsen und der Stadtmarschall hatte laut gerufen, aber Curdie hatte ihm nicht zugehört. Als sie nun die Schläge der Hacke hörten, ertönte ein großer Schrei und die Leute verhöhnten die Soldaten, weil sie Angst vor einem Hund und seinem Bergarbeiter hätten. Deshalb stürmten die Soldaten zur Tür und schnitten ihre Befestigungen durch.

Im Moment, in dem sie die Tür öffneten, sprang Lina hinaus, mit einem so unnatürlich grausigen Brüllen, daß die Schwertarme der Soldaten an deren Seiten fielen, gelähmt von dem Terror dieses Schreis; die Menge floh in alle Richtungen, kreischend und schreiend vor tödlichem Entsetzen; und ohne auch nur einen von ihnen mit dem Schwanz niederzuschlagen, ganz zu schweigen einen mit ihren pulverisierenden Kiefern zu beißen, verschwand Lina – niemand wußte, wohin, denn niemand in der Menge hatte den Mut gehabt, nach ihr zu schauen.

Sobald sie weg war, trat Curdie vor und ergab sich. Die Soldaten waren so erfüllt von Furcht, Scham und Ärger, daß sie bereit waren, ihn auf der Stelle zu töten. Aber er stand ruhig vor ihnen mit seiner Hacke über der Schulter, und weil der Richter ihn vernehmen wollte und die Leute sehen wollten, wie an ihm ein Exempel statuiert wurde, mußten sich die Soldaten damit zufrieden geben, ihn mitzunehmen. Teils zum Hohn, teils um ihm wehzutun, legten sie ihm die Hacke über den Rücken und banden seine Arme daran fest.

Sie führten ihn eine sehr steile Straße hoch und noch eine weitere, wobei die ganze Menge folgte. Die Palastburg des Königs ragte turmhoch über ihnen, aber bevor sie sie erreichten, hielten sie an einer unscheinbaren Tür in einem großen düsteren, bedrückend aussehenden Gebäude an.

Der Stadtmarschall öffnete die Tür mit einem Schlüssel, der an seinem Gürtel hing, und befahl Curdie, hineinzugehen. Das Innere war dunkel wie die Nacht und als er den Weg mit den Füßen ertastete, gab ihm der Marschall einen groben Stoß. Er fiel und kullerte ein paarmal herum, ohne sich helfen zu können, weil seine Hände auf dem Rücken gefesselt waren.

Es war die Stunde des zweiten und wichtigeren Frühstücks des Richters und ehe es vorbei war, fühlte er sich nicht imstande, sich einem Fall mit der Konzentration zu widmen, die hinreichend war, um die Seite zu erkennen, auf der sein eigener Vorteil lag, und daher war es ein Aufschub für Curdie mit Zeit, seine Gedanken zu sammeln. Aber tatsächlich hatte er sehr wenige zum Sammeln, denn alles, was er tun mußte, soweit er es sehen konnte, war nur, darauf zu warten, was als nächstes geschehen würde. Und er hatte nicht viel Kraft, sie zu sammeln, denn er war beträchtlich mitgenommen.

Nach ein paar Minuten entdeckte er zu seiner großen Erleichterung, daß der Fall die Stricke um das spitze Ende der Hacke in seinem Rücken gelockert hatte. Er bekam eine Hand los und dann die andere und bald stand er frei da, mit seiner guten Hacke wieder in gebrauchsfertiger Verbindung mit seinen Armen und Beinen.

## Kapitel 16

### Die Hacke

Während der Richter seine Selbstsucht mit einem gierigen Frühstück wiederbelebte, fand Curdie Nichtstun in der Dunkelheit ziemlich mühsame Arbeit. Es war ein nutzloser Versuch zu überlegen, was er als nächstes tun sollte, da ihm bewußt war, daß die Umstände, in denen er sich gegenwärtig befand, ihm völlig unbekannt waren. Deshalb begann er, an seine Eltern in ihrem kleinen Haus daheim zu denken, hoch in der klaren Luft der offenen Bergflanke, und anstatt daß diese Vorstellung sein Verlies durch den Kontrast düsterer machte, entzündete sie in seiner Seele ein Licht, das die Macht der Dunkelheit und Gefangenschaft vernichtete.

Aber schließlich wurde er aus seinem Wachtraum von einem Anschwellen des Lärms draußen aufgeschreckt. Die ganze Zeit über waren ein paar müßige Einwohner bei der Tür gewesen, aber ziemlich ruhig geblieben. Jetzt jedoch begannen die Geräusche von Füßen und Stimmen anzuwachsen und wuchsen so schnell, daß sich ganz offensichtlich eine Menge versammelte. Denn die Leute von Gwyntystorm gönnten sich immer nach ihrem zweiten Frühstück eine Stunde Vergnügen und welches größeres Vergnügen konnten sie haben, als einen Fremden von den Justizbeamten mißhandelt zu sehen?

Der Lärm wuchs an, bis er dem Brüllen des Meeres glich, und dieses Brüllen setzte sich lange fort, denn der Richter, der ein bedeutender Mann war, hatte es gern, daß man auf ihn wartete; es ergänzte den Genuß seines Frühstücks und befähigte ihn tatsächlich, ein bißchen mehr zu essen, nachdem er seine Kräfte für erschöpft gehalten hatte. Aber schließlich stieg zwischen den Wogen der menschlichen Geräusche eine größere Woge hoch und Curdie erfuhr durch das Rufen und Schreien, daß sich der Richter nahte.

Bald ertönte das Geräusch des großen rostigen Schlüssels im Schloß, das mit stöhnendem Widerstreben nachgab; die Tür wurde zurückgestoßen, das Licht strömte herein und mit ihm kam die Stimme des Stadtmarschalls, der Curdie mit vielen juristischen Beiwörtern zurief, vorzukommen und auf Leben und Tod vor Gericht gestellt zu werden, weil er einen Tumult in Seiner Majestät Stadt Gwyntystorm angezettelt, die Gefühle des Bäckers und des Barbiers des Königs gequält und die treuen Hunde der vielgeliebten Metzger Seiner Majestät getötet hatte.

Er war noch beim Verlesen und Curdie saß noch im braunen Zwielflicht des Kellers und hörte nicht zu, sondern grübelte darüber nach, wie dieser König, von dem der Stadtmarschall sprach, derselbe sein konnte wie die Majestät, die er auf ihrem großen weißen Pferd mit der Prinzessin Irene vor sich auf einem Kissen hatte wegreiten sehen, als sich ein Schrei verzweifelten Schreckens am äußersten Rand der Menge erhob, und schneller als Flut oder Flamme verbreitete sich kreischend der Horror. Im Nu war die Luft von größlichem Heulen, Schreien und unaussprechlichem Entsetzen und dem vielfachen Geräusch rennender Füße erfüllt. Im nächsten Moment stürmte Lina durch die Tür des Kellers, ihre grünen Augen gelb wie Sonnenblumen entflammt und scheinbar das Verlies erleuchtend. Mit einem Sprung warf sie sich Curdie zu Füßen

und legte schwer atmend den Kopf auf sie. Dann kam ein Ansturm von zwei oder drei Soldaten, die den Eingang verdunkelten, aber er geschah nur, um den Schlüssel zu greifen, die Tür zuzuziehen und zu verschließen, so daß Curdie und Lina wieder einmal zusammen Gefangene waren.

Eine Weile lag Lina schwer atmend da: es ist eine atemraubende Tätigkeit, gleichzeitig zu springen und zu brüllen und auf diese Weise Tausende von Leuten auseinanderzujagen. Dann sprang sie auf und fing an, überall herumzuschnüffeln, und Curdie sah, was er nie zuvor gesehen hatte – zwei schwache Lichtpunkte, die von ihren Augen auf den Boden geworfen wurden, einer auf jeder Seite ihrer schnuppernden Nase. Er holte seine Zunderbüchse hervor – ein Bergarbeiter ist nie ohne – und zündete ein kostbares Stück Kerze an, das er in einem Abteil der Büchse aufbewahrte – nur für einen Moment, denn er durfte es nicht verschwenden.

Das Licht enthüllte ein Gewölbe ohne Fenster oder eine andere Öffnung außer der Tür. Es war sehr alt und sehr vernachlässigt. Der Mörtel zwischen den Steinen war verschwunden und es war zur Hälfte mit einem Haufen aller Arten von Abfall gefüllt, in der Mitte niedergetreten, aber an den Seiten lose; er war von der Tür bis zum Fuß der gegenüberliegenden Wand abgeschrägt; offenbar war der Raum offengelassen worden und man hatte alle Arten von Müll hineingeworfen. Eine einzige Minute genügte für den Überblick, so wenig war dort festzustellen.

Inzwischen kratzte Lina in dem Winkel zwischen der hinteren Wand und dem Ende des Haufens ungestüm mit allen achtzehn großen starken Krallen ihrer gewaltigen Füße.

„Aha!“ sagte sich Curdie, als er sie sah, „wenn sie uns nur lange genug uns selbst überlassen!“

Damit rannte er zur Tür, um zu sehen, ob sie eine Schließvorrichtung an der Innenseite hatte. Es gab keine; in ihrer ganzen langen Geschichte hatte sie nie eine gehabt. Aber ein paar Schläge der richtigen Sorte, jetzt mit dem einen, jetzt mit dem anderen Ende seiner Hacke waren so gut wie jeder Riegel, denn sie ruinierten das Schloß so, daß kein Schlüssel es jemals wieder drehen konnte. Diejenigen, die die Schläge hörten, vermuteten, er versuche herauszukommen, und lachten gehässig. Sobald er fertig war, löschte er die Kerze aus und ging hinunter zu Lina.

Sie hatte das harte Felsgestein erreicht, das den Boden des Verlieses bildete, und räumte die Erde ein bißchen weiter zur Seite. Bald schaute sie hoch ihm ins Gesicht und winselte, als wollte sie sagen: „Meine Pfoten sind nicht hart genug, um weiterzukommen.“

„Dann geh mir aus dem Weg, Lina,“ sagte Curdie, „und laß deine Augen weiter scheinen, sonst befürchte ich, dich zu treffen.“

Als er das sagte, hob er die Hacke und schlug mit dem Hammerende auf die Stelle, die sie freigelegt hatte.

Der Fels war sehr hart, aber als er zerbrach, machte er es in großen Stücken. Jetzt mit dem Hammer, jetzt mit der Spitze arbeitete Curdie, bis er erschöpft war, dann ruhte er und dann ging er wieder daran. Er konnte nicht sagen, wie der Tag verging, weil er kein Licht hatte außer dem Leuchten der Augen Linas. Die Dunkelheit behinderte ihn sehr, denn er wollte Lina nicht nahe genug herankommen lassen, um ihm das ganze Licht zu geben, das sie konnte, weil er sie sonst treffen würde. So mußte er immer wieder mit den Händen fühlen,

um zu erkennen, wie er vorankam, und festzustellen, in welche Richtung er schlagen mußte; die genaue Stelle war bloße Vermutung.

Er wurde sehr müde und hungrig und begann, ein bißchen den Mut zu verlieren, als aus dem Boden ein schwaches, schimmerndes, bleifarbenes Licht hervorbrach, so als hätte er eine Quelle getroffen, und im nächsten Moment hörte er ein hohles Plätschern und ein Echo. Ein Stück Felsen war aus dem Boden gefallen und im Wasser darunter gelandet. Schon war Lina, die während der ganzen Zeit, in der er gearbeitet hatte, ein paar Meter entfernt gelegen hatte, auf den Füßen und schaute durch das Loch. Curdie ließ sich auf Hände und Knie nieder und schaute auch. Sie befanden sich über etwas, das eine natürliche Höhle im Felsen zu sein schien, zu der anscheinend der Fluß Zugang hatte, denn unten in großer Entfernung schien ein schwaches Licht auf Wasser. Wenn sie es nur erreichen konnten, kämen sie vielleicht hinaus; aber selbst wenn es tief genug war, so war doch die Höhe sehr gefährlich. Das erste – was auch immer folgen mochte – war, das Loch zu vergrößern. Es war vergleichsweise leicht, seine Seiten wegzubrechen, und im Verlauf einer Stunde hatte er es groß genug gemacht, um durchzukommen.

Und jetzt mußte er erkunden. Er nahm das Seil, mit dem man ihn gefesselt hatte – denn Curdies Behinderungen waren immer seine Unterstützung – und befestigte ein Ende mit einem Laufknoten am Stiel der Hacke, dann ließ er das andere Ende durch das Loch fallen und legte die Hacke so hin, daß er sie, wenn er selbst durch das Loch war und an seinem Rand hing, über es plazieren konnte, damit sie ihn am Seil trug. Dies getan, nahm er das Seil in die Hände und als er begann hinunterzusteigen, fand er sich in einer engen Spalte wieder, die sich zu einer Höhle erweiterte. Sein Seil war nicht sehr lang und würde die Wucht eines Falles kaum mindern – dachte er sich –, wenn er sich ins Wasser fallenlassen mußte; aber er befand sich nicht mehr als zwei Meter unter dem Verlies, als er an der gegenüberliegenden Seite der Spalte eine Öffnung erspähte; vielleicht war es nur ein Schattenloch oder vielleicht führte es sie hinaus. Er ließ sich ein bißchen unter die Ebene des Loches hinab, brachte das Seil in Schwingung, indem er sich mit den Füßen von der Seite der Spalte abstieß, und pendelte sich in das Loch. Dann legte er einen Stein auf das Ende des Seils, damit es ihn nicht im Stich ließ, rief Lina zu, deren gelbe Augen über der oben schrapenden Hacke leuchteten, dort zu wachen, bis er zurückkam, und ging vorsichtig hinein.

Es erwies sich als ein Gang, der eine Weile auf gleicher Höhe blieb und dann sanft anstieg. Curdie bewegte sich behutsam vorwärts, indem er den Weg ertastete. Schließlich wurde er von einer Tür aufgehalten – einer kleinen Tür mit Eisenbeschlägen. Aber an manchen Stellen war das Holz so sehr verrottet, daß manche der Beschläge herausgefallen waren, und er war sich sicher, daß er sie öffnen konnte. Er ging deshalb zurück, um Lina und seine Hacke zu holen. Als er an der Spalte angelangt war, zogen ihn seine starken Bergarbeiterarme schnell am Seil nach oben und durch das Loch ins Verlies. Dort löste er das Seil von der Hacke und ließ Lina das Ende in die Zähne nehmen und durch das Loch schlüpfen; dann ließ er sie hinunter – es war alles, was er tun konnte; sie war so schwer. Als sie vor dem Gang ankam, schoß sie sich mit einem leichten Stoß des Schwanzes hinein und ließ das Seil los, das Curdie hochzog.



Dann zündete er seine Kerze an und suchte in dem Abfall, bis er ein Stück Eisen fand, das die Stelle seiner Hacke über dem Loch einnahm. Er suchte weiter im Abfall und fand einen halben alten Fensterladen. Den stellte er mit einem Stock über dem Loch auf und häufte im Rücken des Ladens eine Menge lose Erde auf. Als nächstes band er die Hacke ans Ende des Seils, ließ sie hinunter und dort hängen. Schließlich ging er selbst durch das Loch und zog den stützenden Stock weg, so daß der Fensterladen über das Loch fiel und auf ihn ein Haufen Erde. Ein bißchen abwärts Hangeln und er schwang sich und seine Hacke in den Gang neben Lina. Dann sicherte er das Ende des Seils und sie gingen zusammen zu der Tür.

## Kapitel 17

### Der Weinkeller

Er zündete seine Kerze an und untersuchte die Tür. Verwittert und kaputt wie sie war, so war sie doch mit Scharnierbeschlägen an einer Seite und mit Schloß oder Riegel – er konnte nicht erkennen, womit – auf der anderen Seite stark an ihrem Platz gesichert. Ein kurzer Gebrauch seines Taschenmessers reichte aus, um ein Loch für Hand und Arm zum Durchreichen zu machen und da fand er einen großen eisernen Riegel – aber so verrostet, daß er ihn nicht bewegen konnte. Lina winselte. Er nahm wieder sein Messer, machte das Loch größer und trat zurück. Hinein stieß sie den schmalen Kopf und den langen Hals, packte den Riegel mit den Zähnen und zog ihn, der knirschte und sich beschwerte, zurück. Dann öffnete ein Stoß die Tür. Sie befand sich am Fuß einer kurzen Treppe. Sie stiegen hoch und oben fand sich Curdie an einem Ort wieder, der, nach dem Echo seines Aufstampfens zu urteilen, von einiger Größe zu sein schien, obwohl Curdie zunächst nicht sagen konnte, von welcher Art der Raum war, denn seine Hände, die herumtasteten, trafen auf nichts. Bald jedoch stießen sie auf ein großes Ding: es war ein Weinflaß.

Er wollte gerade anfangen, den Raum gründlich zu erkunden, als er Schritte eine Treppe herunterkommen hörte. Er stand still, weil er nicht wußte, ob die Tür zwei Zentimeter vor seiner Nase oder zwanzig Meter hinter seinem Rücken aufgehen werde. Sie tat beides nicht. Er hörte den Schlüssel sich im Schloß drehen und ein Lichtstrom schoß herein und machte die Dunkelheit ungefähr fünfzehn Meter rechts von ihm zunichte.

Ein Mann, der in der einen Hand eine Kerze trug und in der anderen eine große silberne Weinkanne, trat ein und kam auf Curdie zu. Das Licht enthüllte eine Reihe riesiger Weinflässer, die sich bis in die Dunkelheit des anderen Endes des langen Kellers erstreckte. Curdie zog sich in die Nische der Treppe zurück und lugte um die Ecke, beobachtete den Mann und überlegte, was er tun konnte, ihn daran zu hindern, daß er sie einschloß. Der Mann kam immer näher, bis Curdie befürchtete, er werde an der Nische vorbeikommen und sie sehen. Er schickte sich gerade an, herauszustürzen und den Mann zu überwältigen, bevor der Alarm schlug, wußte aber nicht im geringsten, was er dann als nächstes tun sollte. Doch zu seiner Erleichterung blieb der Mann beim dritten Faß – von dort aus gesehen, wo Curdie war – stehen. Er setzte sein Licht auf dem Faß ab, entfernte, was ein großer Spundlochstopfen zu sein schien, und goß aus der Kanne etwas ins Faß. Dann wandte er sich zum nächsten Faß, zapfte etwas Wein, spülte die Kanne aus, goß den Wein weg, zapfte und spülte und goß wieder weg, dann zapfte er und trank, die Kanne bis zur Neige leerend. Zum Schluß füllte er sie aus dem Faß, das er zuerst aufgesucht hatte, setzte den Stopfen wieder ein und wandte sich zur Tür.

„Hier ist etwas faul!“ dachte Curdie.

„Sprich zu ihm, Lina,“ flüsterte er.

Das plötzliche Heulen, das sie ausstieß, ließ selbst Curdie erschrecken und für einen Moment erzittern. Was den Mann betraf, so beantwortete er Linas Heulen mit einem gräßlichen eigenen, das von dem konvulsiven

Erschauern jedes Muskels seines Körpers aus ihm herausgezwungen wurde; er taumelte nach Luft schnappend hin und her und ließ die Kerze fallen. Aber gerade als Curdie erwartete, ihn tot umfallen zu sehen, erholte er sich und flüchtete zur Tür, durch die er stürzte und hinter sich aufließ. Gleich als er rannte, kam Curdie hervor, hob die noch brennende Kerze auf, sauste ihm hinterher zur Tür, zog den Schlüssel ab und kehrte dann zur Treppe zurück und wartete. Nach ein paar Minuten hörte er das Geräusch vieler Füße und Stimmen. Sofort drehte er den Zapfhahn des Fasses auf, von dem der Mann getrunken hatte, setzte die Kerze daneben auf den Boden, ging, gefolgt von Lina, die Treppe hinunter und aus der kleinen Tür und schloß sie hinter sich.

Durch das Loch in ihr konnte er ein bißchen sehen und alles hören. Er konnte sehen, wie das Licht vieler Kerzen den Raum ausfüllte, und konnte hören, wie zwei Dutzend Füße hierhin und dorthin durch den hallenden Keller rannten; er konnte ab und zu das Geklirr von Eisen hören – wahrscheinlich Bratspieße und Feuerhaken, und schließlich hörte er, wie alle, als sie nichts Bemerkenswertes gefunden hatten, außer daß der beste Wein herausfließend vergeudet wurde, sich gegen den Butler wandten und ihn beschuldigten, sie mit einem trunkenen Traum zum Besten gehalten zu haben. Er scheute keine Mühe, sich zu verteidigen, indem er an den Beweis ihrer eigenen Augen appellierte, daß er so nüchtern wie sie war. Sie erwiderten, ein Schrecken sei nicht weniger ein Schrecken, nur weil die Ursache eingebildet war, und ein Traum nicht weniger ein Traum, nur weil der Schrecken ihn daraus geweckt hatte.

Als er entdeckte, daß der Schlüssel der Tür weg war, und dies triumphierend als Bestätigung vorbrachte, sagten sie, das zeige nur, wie betrunken – entweder das oder wie erschrocken – er gewesen war, denn er hatte ihn sicherlich fallen lassen. Vergeblich protestierte er, er habe ihn nie aus dem Schloß gezogen – daß er es niemals trat, wenn er hineinging, und habe diesmal gewiß nicht angehalten, um es zu machen, als er herauskam; sie fragten ihn, warum er zu solcher Tageszeit in den Keller gehen mußte, und sagten, deshalb, weil er bereits den ganzen Wein getrunken hatte, der vom Mahl übrig war. Er sagte, wenn er den Schlüssel habe fallen lassen, sollte er gefunden werden und sie müßten ihm helfen, ihn zu finden. Sie sagten ihm, für ihn würden sie keinen Stopfen anrühren. Er erklärte, er würde sie aus dem Dienst des Königs werfen lassen. Sie sagten, sie würden schwören, daß er betrunken war.

Und sie waren so überzeugt davon, daß der Butler schließlich selbst begann zu denken, es sei möglich, daß sie recht haben könnten. Denn er wußte, daß er manchmal, wenn er betrunken war, phantasierte, Dinge seien geschehen, von denen er später herausfand, daß sie nicht geschehen sein konnten. Gewisse Dienstbotenkollegen hatten jedoch die ganze Zeit Zweifel, ob ihm nicht der Kellerkobold erschienen war oder ihn wenigstens angebrüllt hatte, um den Wein zu schützen. Jedenfalls wollte niemand für ihn den Schlüssel finden; nichts konnte ihnen besser gefallen, als daß die Tür des Weinkellers nie wieder verschlossen würde. Nach und nach erstarb das Stimmengewirr und sie gingen weg, wobei sie nicht einmal die Tür zuzogen, denn es gab an ihr weder eine Klinke noch einen Riegel.

Sobald sie weg waren, kam Curdie zurück, weil er wußte, daß sie sich im Weinkeller des Palastes befanden, wie er schon vermutet hatte. Als Lina in einer Vertiefung des Fußbodens eine Weinpfütze fand, leckte sie sie

eifrig auf; sie hatte kein Frühstück gehabt und war jetzt sowohl durstig als auch hungrig. Ihr Herr war in ähnlicher Lage, den er hatte gerade begonnen zu essen, als der Richter mit den Soldaten erschien. Wenn nur alle im Bett wären, dachte er, damit er den Weg zur Speisekammer finden konnte! Denn er sagte sich, da er von der Ur-Ur-Großmutter der jungen Prinzessin Irene gesandt worden war, um dieser oder ihrem Vater auf irgendeine Weise zu dienen, mußte er sicherlich ein Recht auf Essen im Palast haben, ohne das er nichts tun konnte. Er wollte sofort losgehen und erkunden.

Also schlich er die Treppe hoch, die aus dem Keller führte. Oben befand sich eine Tür, die sich auf einen langen Gang öffnete, der von einer Lampe schwach beleuchtet wurde. Curdie sagte Lina, sich auf die Treppe zu legen, während er weiterging. Am Ende des Gangs fand er eine offenstehende Tür und als er hindurchschaute, blickte er direkt in einen großen steinernen Saal, wo ein riesiges Feuer brannte und durch den ständig Männer in der Livree des Königs kamen und gingen. Einige in derselben Livree lungerten beim Feuer herum. Er bemerkte, daß ihre Farben dieselben waren wie die, die er selbst als Bergarbeiter des Königs trug; aber auf Grund dessen, was er von den Gepflogenheiten des Ortes gesehen und gehört hatte, konnte er nicht hoffen, daß man ihn deswegen besser behandeln würde.

Im Moment war jedoch das einzige Interessante das reichhaltige Abendessen, mit dem die Tafel gedeckt war. Es war schon etwas, wenigstens im Angesicht von Essen zu stehen, und er war nicht gewillt, diesem Anblick den Rücken zu kehren, solange einen Anteil daran zu ergattern nicht absolut hoffnungslos war. Als er so spähte, entschloß er sich bald, in dem Moment, in dem der Saal leer war, hineinzusausen und zu versuchen, ein Gericht zu entführen. Damit er keine Zeit mit Unentschiedenheit verlor, wählte er eine große Pastete aus, um sich auf sie zu stürzen. Aber nachdem er ein paar Minuten gewartet hatte, schien es überhaupt nicht wahrscheinlich, daß sich die Chance vor der Essenszeit ergab, und er wollte sich gerade umdrehen und zu Lina gehen, als er sah, daß im Saal keine Person war. Curdie entschloß sich nie, um dann zu zögern. Er stürzte hinein, griff die Pastete und trug sie schnell und geräuschlos zur Kellertreppe.

## Kapitel 18

### Die Küche des Königs

Zurück zum Keller eilten Curdie und Lina mit ihrer Beute, wo Curdie, auf den Stufen sitzend, sein Stückchen Kerze für einen Moment anzündete. Ein sehr kleines Stückchen war es jetzt, aber viel davon verschwendeten sie zur Prüfung der Pastete nicht; die führten sie mit einem mehr summarischen Prozeß durch. Curdie hielt die Pastete für das schönste Essen, das er jemals verzehrt hatte, und gemeinsam aßen sie es schnell auf. Dann wollte Curdie zuerst die Schüssel zusammen mit den Knochen ins Wasser werfen, damit von ihnen keine Spuren blieben, aber er dachte an seine Mutter und versteckte stattdessen die Schüssel; und gleich in der nächsten Minute brauchten sie sie, um darin Wein zu zapfen. Er achtete darauf, daß der Wein aus dem Faß war, aus dem er den Butler hatte trinken sehen.

Dann setzten sie sich wieder auf die Stufen und warteten, bis das Haus still war. Denn er war hier, um etwas zu tun, und wenn es nicht zu ihm in den Keller kam, mußte er losgehen, um es an anderen Stellen zu treffen. Damit er nicht einschlief, setzte er das Ende des Hackenstiels auf den Boden und sich auf den gekreuzten Teil, gegen die Wand gelehnt, so daß er ruhen konnte, solange er wach blieb, aber in dem Moment, in dem er anfang einzuschlafen, stattdessen umfallen und aufwachen mußte. Er erwartete, daß in dieser Nacht einige der Diener wieder den Keller aufsuchten, aber ob es daran lag, daß sie voreinander Angst hatten oder daß sie von der Geschichte des Butlers mehr glaubten, als sie zugeben wollten – niemand von ihnen erschien.

Als er schließlich meinte, er könne es wagen, schulterte er seine Hacke und schlich die Treppe hoch. Die Lampe im Gang war aus, aber er konnte den Weg zum Dienstbotensaal nicht verfehlen. Da er Linas Schnelligkeit, sich zu verstecken, vertraute, nahm er sie mit.

Als sie zum Saal kamen, fanden sie ihn still und fast dunkel. Der Rest des großen Feuers glühte rot, gab aber wenig Licht. Curdie stand still und wärmte sich ein Weilchen; als Bergarbeiter, der er war, hatte er den Keller als zu kalt empfunden, um darin zu sitzen und nichts zu tun, und als er so dastand, fiel ihm ein zu schauen, ob Kerzenstücke vorhanden waren. Auf der Abendbrottafel standen viele Kerzenhalter, aber zu seiner Enttäuschung hatte man anscheinend alle Kerzen ausbrennen lassen, und manche der Halter fand er tatsächlich noch heiß am Hals.

Bald stieß er nacheinander auf sieben Männer, die fest schliefen, meistens auf Tischen, einer auf einem Stuhl und einer auf dem Boden. Auf Grund ihres Zustands und ihrer Farbe schienen sie so viel gegessen und getrunken zu haben, daß sie vielleicht lebendig verbrannt werden konnten, ohne aufzuwachen. Curdie ergriff nacheinander die Hand eines jeden und fand zwei Ochsenhufe, drei Schweinehufe, einen, bei dem er nicht sicher war, ob es der Huf eines Esels oder eines Ponys war, und eine Hundepfote. „Eine schöne Garnitur Leute um den König!“ dachte sich Curdie und wandte sich wieder seiner Kerzenjagd zu. Er fand schließlich zwei oder drei kleine Stücke und steckte sie in seine Taschen.

Sie verließen jetzt den Saal durch eine andere Tür und betraten einen kurzen Korridor, der sie in die riesige Küche führte, die gewölbt und schwarz vom Rauch war. Auch dort brannte noch das Feuer, so daß Curdie ein bißchen von dem Zustand auch dieses Ortes sehen konnte. Er war schmutzig und unordentlich. In einer Nische lag auf einen Haufen Reisig eine Küchenmagd, umhüllt von einem Tischtuch und in einer Hand eine Kasserolle; offenbar hatte auch sie getrunken. In einer anderen Ecke lag ein Page und Curdie fiel auf, wie ähnlich dessen Kleidung seiner eigenen war. In der Asche vor dem Herd lagen drei Hunde und fünf Katzen aneinandergeschmiegt, alle fest schlafend, während die Ratten auf dem Boden herumrannten. Curdie tat das Herz weh, als er an die holde Kindprinzessin dachte, die über solchem Saustall lebte. Da war das Bergwerk ein Paradies gegen einen Palast mit solchen Dienstboten.

Aus der Küche gelangte er in den Bereich der Spülküche. Dort wanderten üble Gerüche umher wie böse Geister, die mit der Dunkelheit hervorkommen. Er zündete eine Kerze an – aber nur, um häßliche Dinge zu sehen. Überall herrschten Dreck und Unordnung. Räudige Drehspießhunde lagen herum und graue Ratten nagten an Abfällen in den Spülbecken. Es war wie ein scheußlicher Traum. Ihm kam es vor, als würde er niemals aus ihm herauskommen, und er sehnte sich nach einem kurzen Anblick der armen kleinen Küche seiner Mutter, so sauber und hell und luftig. Er wandte sich schließlich in verächtlichem Ekel ab, rannte beinahe zurück durch die Küche, betrat wieder den Saal und durchquerte ihn zu einer anderen Tür.

Sie öffnete sich zu einem breiteren Gang, der zu einer Wölbung in einem imposanten Korridor führte, in ganzer Länge von Lampen in Nischen erleuchtet. An seinem Ende befand sich ein weiträumiger und schöner Saal mit großen Säulen. Dort saßen drei Männer in königlicher Livree, fest schlafend, jeder in einem großen Sessel, mit den Füßen auf einem riesigen Fußschemel.. Sie sahen wie Narren aus, die sich als Könige träumen, und Lina sah aus, als ob sie sich danach sehnte, sie zu erdrosseln. An einer Seite des Saals befand sich die große Treppe und sie gingen hinauf.

Alles, was jetzt Curdies Blick begegnete, war reich. - nicht prächtig wie die Großartigkeiten der Berghöhle, aber reich und sanft – außer dort, wo ab und zu eine rauhe alte Rippe der altertümlichen Festung durchbrach, hart und verfärbt. Jetzt ein dunkler, kahler Steinbogen, jetzt ein schroffer und geschwärzter Pfeiler, jetzt ein gewaltiger Balken, braun vom Rauch und Staub der Jahrhunderte – sie sahen aus wie Disteln inmitten von Gänseblümchen oder wie Felsen in einem glatten Rasen.

Sie wanderten eine Weile herum und fanden sich immer dort wieder, wo sie zuvor gewesen waren. Allmählich bekam Curdie jedoch eine Vorstellung von dem Ort. Nach und nach fing Lina an, ängstlich auszusehen, und als sie weitergingen, sah Curdie, daß sie immer ängstlicher wirkte. Nun hatte er inzwischen begriffen, daß das, was sie ängstlich wirken ließ, immer die Angst war, Schrecken zu erregen, und er schloß deshalb, daß sie sich jemandem nähern mußten.

Schließlich sah er in einer prächtig ausgemalten Säulenhalle einen hochroten Vorhang und auf dem Vorhang eine königliche Krone, aus Seide und Edelsteinen gearbeitet. Er war sich sicher, daß dies das Gemach des Königs sein mußte und hier war es, wo er gebraucht wurde; oder wenn es nicht der Ort war, zu dem er gehen sollte, würde ihm jemand begegnen, der ihn wegschickte, denn er dachte mittlerweile, daß ein Mensch, wenn

er Rechtes tun will, hingehen kann, wohin er will; kann er nicht weitergehen, ist es nicht der richtige Weg. „Aber,“ sagte sein Vater, der dieser Theorie beipflichtete, „er muß wirklich wollen, das Richtige zu tun, und sich nicht nur einbilden, er tue es. Er muß es mit Herz und Willen wollen und nicht mit seinem Lappen von Zunge.“

Deshalb hob er vorsichtig die Ecke des Vorhangs hoch und dahinter befand sich eine halboffene Tür. Er trat ein und sowie er drin war, streckte sich Lina entlang der Schwelle zwischen Vorhang und Tür aus.

## Kapitel 19

### Das Gemach des Königs

Er befand sich in einem großen Zimmer, schwach von einer Lampe beleuchtet, die von der Decke hing. Am anderen Ende stand ein großes Bett, das von dunklen, schweren Vorhängen umgeben war. Er ging mit schnell klopfendem Herzen darauf zu. Es war eine schreckliche Sache, mitten in der Nacht allein im Gemach des Königs zu sein. Um Mut zu finden, mußte er an die schöne Prinzessin denken, die ihn gesandt hatte.

Aber als er ungefähr den halben Weg zum Bett zurückgelegt hatte, erschien von dessen anderer Seite eine Gestalt und kam ihm entgegen, eine Hand warnend erhoben. Er blieb stehen. Das Licht war schwach und er konnte kaum mehr ausmachen als den Umriß eines jungen Mädchens. Aber obwohl die Gestalt, die er sah, viel größer war als die Prinzessin, die er in Erinnerung hatte, zweifelte er nicht, daß sie es war. Denn er wußte, daß die meisten Mädchen geängstigt gewesen wären, mitten in der Nacht ihn dort zu sehen, aber wie eine wahre Prinzessin und wie die Prinzessin, die er kannte, ging sie direkt auf ihn zu. Als sie kam, ließ sie die Hand sinken, die sie erhoben hatte, und legte den Zeigefinger an die Lippen. Immer näher, ganz nah, dicht an ihn heran kam sie, blieb dann stehen, stand für einen Moment da und schaute ihn an.

„Du bist Curdie,“ sagte sie.

„Und Ihr seid die Prinzessin Irene,“ erwiderte er.

„Also kennen wir uns noch,“ sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln der Freude. „Du willst mir helfen.“

„Das will ich,“ antwortete Curdie. Er sagte nicht: „Wenn ich kann“, denn er wußte, daß er tun konnte, wofür er gesandt worden war. „Darf ich Eure Hand küssen, kleine Prinzessin?“

Sie war erst zwischen neun und zehn, obwohl sie tatsächlich mehrere Jahre älter aussah, und ihre Augen waren fast die einer erwachsenen Frau, denn sie hatte zuletzt schreckliches Ungemach erlitten.

Sie streckte die Hand aus.

„Ich bin nicht mehr die *kleine* Prinzessin. Ich bin gewachsen, seit ich dich zuletzt gesehen habe, Mr. Bergarbeiter.“

Das Lächeln, das die Worte begleitete, enthielt eine merkwürdige Mischung aus Scherzhaftigkeit und Bekümmertheit.

„Das sehe ich, Miss Prinzessin,“ erwiderte Curdie, „und deshalb, weil Ihr mehr von einer Prinzessin seid, seid Ihr umso mehr meine Prinzessin. Hier bin ich, gesandt von Eurer Ur-Ur-Großmutter, um Euer Diener zu sein. Darf ich fragen, warum Ihr so spät auf seid, Prinzessin?“

„Weil mein Vater so angstvoll aufwacht und ich nicht weiß, was er tun würde, wenn er mich nicht an seinem Bett findet. Da! Jetzt wacht er auf.“

Sie eilte an die Seite des Bettes, von der sie gekommen war. Curdie blieb stehen, wo er war.

Eine Stimme, völlig anders als die, an die er sich von dem mächtigen, edlen König auf seinem weißen Pferd erinnerte, ertönte von dem Bett, dünn, kraftlos, hohl und heiser und im Ton eines gereizten Kindes:



„Ich will nicht, ich will nicht. Ich bin ein König und ich *will* ein König sein. Ich hasse euch und verachte euch und ihr sollt mich nicht quälen!“

„Kümmer dich nicht um sie, lieber Vater,“ sagte die Prinzessin. „Ich bin hier und sie sollen dich nicht anrühren. Sie wagen es ja nicht, solange du ihnen die Stirn bietest.“

„Sie wollen meine Krone, Liebchen, und ich kann ihnen doch nicht meine Krone geben, nicht wahr? Denn was ist ein König ohne seine Krone?“

„Sie sollen deine Krone niemals haben, mein König,“ sagte Irene. „Hier ist sie – vollkommen in Sicherheit. Ich passe für dich auf sie auf.“

Curdie näherte sich dem Bett auf der anderen Seite. Da lag der große alte König – er sah immer noch eindrucksvoll aus und zwanzig Jahre älter. Sein Körper war hochgebettet; sein Bart erstreckte sich lang und weiß über die rote Bettdecke; und seine Krone mit ihren Diamanten und Smaragden, die im Zwielflicht der Vorhänge glänzten, lag vor ihm, seine langen, schmalen alten Hände falteten sich um sie und die Enden seines Bartes verliefen sich zwischen den schönen Steinen. Sein Gesicht war das eines Mannes, der nobel kämpfend gestorben war, aber eines machte es schrecklich: seine Augen, die sich herumbewegten, als ob sie in dieser und in jener Richtung etwas suchten, sahen toter aus als sein Gesicht. Er sah weder seine Tochter noch seine Krone: es war die Stimme der einen und das Spüren der anderen, die ihn trösteten. Er fuhr fort zu murmeln, was Worte zu sein schienen, aber für Curdie unverständlich, wengleich Irene, dem Ausdruck ihres Gesichts nach zu urteilen, ihnen etwas entnahm und daraus Schlüsse zog.

Nach und nach schwand seine Stimme hinweg und das Murmeln verstummte, obwohl sich seine Lippen noch bewegten. So lag der alte König auf seinem Bett und schlummerte mit seiner Krone zwischen den Händen; auf einer seiner Seiten stand ein liebliches kleines Mädchen mit blauen Augen und braunen Haaren, die an den Schläfen ein bißchen zurückwichen, als ob sie von einem Wind angeblasen wurden, den niemand als sie selbst spürte; und an der anderen Seite stand ein strammer junger Bergarbeiter mit seiner Hacke auf der Schulter. Ein noch seltsamerer Anblick war Lina, die entlang der Schwelle lag – doch sah sie dort gerade niemand.

Im nächsten Moment hörten die Lippen des Königs auf, sich zu bewegen. Seine Atemzüge waren regelmäßig und ruhig geworden. Die Prinzessin seufzte erleichtert und kam zu Curdie herem.

„Wir können jetzt ein bißchen reden,“ sagte sie und führte ihn in die Mitte des Zimmers. „Mein Vater wird jetzt schlafen, bis der Arzt ihn weckt, um ihm seine Medizin zu geben. Es ist jedoch nicht wirklich Medizin, sondern Wein. Nichts als das, sagt der Arzt, hätte ihn so lange am Leben erhalten können. Er kommt immer mitten in der Nacht, um sie ihm selbst zu verabreichen. Aber es bringt mich zum Weinen, ihn aufwachen zu sehen, wenn er so schön schläft.“

„Was für ein Mensch ist dieser Arzt?“ fragte Curdie.

„Oh, solch ein lieber, guter, netter Gentleman!“ erwiderte die Prinzessin. „Er spricht so sanft und ihm tut sein lieber König so leid! Er wird bald hier sein und dann wirst du selbst sehen. Du wirst ihn sehr gern haben.“

„Ist Euer Königsvater schon lange krank?“ fragte Curdie.

„Ein ganzes Jahr jetzt,“ erwiderte sie. „Wußtest du das nicht? Deshalb hat deine Mutter nie den roten Unterrock bekommen, den mein Vater ihr versprochen hat. Der Lordkanzler hat mir erzählt, daß nicht nur Gwyntystorm, sondern das ganze Land wegen der Krankheit des guten Mannes trauert.“

Nun hatte Curdie selbst weder ein Wort von der Krankheit Seiner Majestät vernommen noch einen Grund zu glauben, es hätte auch nur eine einzige Seele an jedem Ort, den er auf seiner Reise besucht hatte, davon gehört. Mehr noch, obwohl er immer wieder Seine Majestät erwähnt werden hörte, seit er nach Gwyntystorm gekommen war, hatte er kein einziges Mal einen Hinweis auf den Zustand seiner Gesundheit vernommen. Und nun wurde ihm auch bewußt, daß er nicht den geringsten Ausdruck von Liebe zu ihm gehört hatte. Aber er hielt es zu diesem Zeitpunkt für besser, nichts über beides zu sagen.

„Redet der König jede Nacht so wie im Fieber?“ fragte er.

„Jede Nacht,“ antwortete Irene und schüttelte traurig den Kopf. „Deshalb gehe ich nachts nie schlafen. Am Tag geht es ihm besser – ein bißchen, und dann schlafe ich – im Ankleidezimmer dort, um sofort bei ihm zu sein, falls er mich ruft. Es ist so traurig, daß er nur mich hat und nicht meine Mama! Eine Prinzessin ist nichts neben einer Königin!“

„Ich wünschte, er würde mich mögen,“ sagte Curdie, „denn dann könnte ich nachts bei ihm wachen und Euch ins Bett gehen lassen, Prinzessin.“

„Weißt du es denn nicht?“ entgegnete Irene verwundert. „Warum bist du denn gekommen? Ah! Du hast gesagt, meine Großmutter habe dich geschickt. Aber ich dachte, du wüßtest, daß er dich wollte.“

Und wieder öffneten sich ihre blauen Sterne weit.

„Ich nicht,“ sagte Curdie, ebenfalls verwundert, aber sehr froh.

„Er hat dauernd gesagt – da war er noch nicht so krank, wie er jetzt ist –, daß er wünschte, er hätte dich bei sich.“ „Und ich habe es nicht gewußt!“ sagte Curdie verstimmt.

„Der Oberststallmeister sagte Papas Sekretär, daß er an den Generalmineur geschrieben hatte, dich zu finden und herzuschicken, aber der Generalmineur schrieb dem Oberststallmeister zurück und der sagte es dem Sekretär und der Sekretär sagte es meinem Vater, daß man in jedem Bergwerk des Reiches gesucht hatte und nichts von dir hören konnte. Mein Vater seufzte tief und sagte, er befürchte, daß die Kobolde dich schließlich erwischten und deine Eltern vor Kummer tot waren. Und er hat dich seither nie wieder erwähnt, außer wenn er phantasierte. Ich habe sehr viel geweint. Aber eine der Tauben meiner Großmutter blinkte eines Tages mit ihrem weißen Flügel eine Nachricht an mich durchs Fenster und da wußte ich, daß mein Curdie nicht von den Kobolden gefressen worden war, denn meine Großmutter hätte sich nicht das eine Mal um ihn gekümmert, um ihn das nächste Mal gefressen werden zu lassen. Wo warst du, Curdie, als man dich nicht finden konnte?“

„Darüber wollen wir ein andermal reden, wenn wir nicht den Arzt erwarten,“ sagte Curdie.

Während er sprach, fiel sein Blick auf etwas Glänzendes auf dem Tisch unter der Lampe. Sein Herz tat einen mächtigen Schlag und er trat näher. Ja, es konnte keinen Zweifel geben – es war dieselbe Kanne, die der Butler im Weinkeller gefüllt hatte.

„Es sieht immer schlimmer aus!“ sagte er sich und ging zurück zu Irene, wo sie halb träumend stand.

„Wann wird der Arzt hier sein?“ fragte er nochmals – diesmal hastig.

Die Frage wurde beantwortet – nicht von der Prinzessin, sondern von etwas, das in diesem Moment schwer in das Gemach hereinkullerte. Curdie stürzte in vagem Schrecken wegen Lina hinzu.

Auf dem Boden lag ein kleiner kugelrunder Mann, der prustend und pustend zusammenhanglose Worte ausstieß. Curdie fiel seine Hacke ein und er rannte, sie beiseite zu legen.

„Ach, lieber Dr. Kelman!“ rief die Prinzessin, rannte zu ihm und griff seinen Arm; „es tut mir so leid!“ Sie zog und zog, aber hätte genauso gut versuchen können, eine Kanonenkugel auf die Beine zu stellen. „Ich hoffe, Sie haben sich nicht wehgetan?“

„Keineswegs, keineswegs,“ sagte der Arzt und versuchte zu lächeln und gleichzeitig aufzustehen, fand es aber unmöglich, das eine wie das andere zu tun.

„Wenn er auf dem Boden schlief, käme er zu spät zum Frühstück,“ sagte sich Curdie und hielt die Hand hin, um zu helfen.

Als er aber die Hand des Arztes ergriff, hätte er sie beinahe wieder losgelassen, denn was er hielt, war nicht einmal ein Fuß: es war der Bauch eines kriechenden Dings. Ihm gelang es jedoch, sowohl den Mund als auch den Griff zu halten, und er zog den Arzt grob auf die Beine – wie sie nun einmal waren.

„Eure Königliche Hoheit hat eine ziemlich dicke Matte vor der Tür,“ sagte der Arzt und patschte die Handflächen zusammen. „Ich hoffe, meine Ungeschicklichkeit hat nicht Seine Majestät aufgeschreckt.“

Während er sprach, ging Curdie zur Tür: Lina war nicht da.

Der Arzt näherte sich dem Bett.

„Und wie hat mein geliebter König heute nacht geschlafen?“ fragte er.

„Nicht besser,“ antwortete Irene mit betrübtem Kopfschütteln.

„Ah, das ist sehr gut!“ entgegnete der Arzt; sein Fall schien entweder seine Worte oder seine Meinung durcheinandergebracht zu haben. „Wenn wir ihm seinen Wein geben, wird es ihm noch besser gehen.“

Curdie flitzte zu der Kanne und hob sie hoch, als ob er erwartet hätte, sie voll zu finden, sie aber leer fand.

„Dieser dumme Butler! Ich habe sie sagen hören, daß er betrunken war!“ rief er mit lautem Flüstern und war dabei, aus dem Gemach zu gleiten.

„Du, Page, komm mit der Kanne her!“ rief der Arzt.

Curdie machte ein paar Schritte auf ihn zu, wobei er die Kanne von seiner Hand herunterbaumeln ließ, unbekümmert um die Ergüsse, die geräuschlos auf den dicken Teppich flossen.

„Ist dir bewußt, junger Mann,“ sagte der Arzt, „daß es nicht jeder Wein ist, der Seiner Majestät den Nutzen bringt, den ich bezwecke und den er von meinem Rezept erlangen soll?“

„Völlig bewußt, Sir,“ antwortet Curdie. „Der Wein für den Gebrauch Seiner Majestät ist im dritten Faß von der Ecke.“ „Dann fliege,“ sagte der Arzt und sah zufrieden aus.

Curdie blieb hinter dem Vorhang stehen und blies einen hörbaren Atemzug – nicht mehr; herbei kam Lina, lautlos wie ein Schatten. Er zeigte ihr die Kanne.

„Der Keller, Lina; geh,“ sagte er.

Sie galoppierte auf ihren weichen Füßen davon und Curdie mußte wirklich fliegen, um mit ihr Schritt zu halten. Nicht ein einziges Mal nahm sie eine zweifelhafte Abbiegung. Vom prächtigen Gemach des Königs zum kalten Keller schossen sie. Curdie goß den Wein die Hintertreppe hinunter, spülte die Kanne aus, wie er es den Butler hatte machen sehen, füllte sie von dem Faß, aus dem er den Butler hatte trinken sehen, und hastete mit ihr wieder hoch ins Gemach des Königs. Der kleine Arzt nahm sie, goß ein Glas voll, roch, aber kostet nicht und setzte es ab. Dann lehnte er sich über das Bett, rief ins Ohr des Königs, blies auf seine Augen und zwickte seinen Arm: Curdie dachte, er sehe ihn etwas Helles hineinstecken. Schließlich wurde der König halbwegs wach. Der Arzt nahm das Glas, hob den Kopf des Königs, goß ihm den Wein die Kehle hinunter und ließ seinen Kopf wieder auf das Kissen zurückfallen. Nachdem er ihm liebevoll den Bart abgewischt und der Prinzessin in väterlichem Ton gute Nacht gewünscht hatte, ging er. Curdie hätte ihm gern seine Hacke in den Kopf geschlagen, aber das war nicht sein Auftrag und er ließ ihn gehen.

Der kleine runde Mann schaute sehr sorgfältig auf seine Füße, als er über die Schwelle schritt.

„Dieser aufmerksame Bursche von einem Pagen hat die Matte entfernt,“ sagte er sich, als er den Korridor entlangging. „Ich muß ihn mir merken.“

## Kapitel 20

### Gegenverschwörung

Curdie hatte schon genug erkannt, wie die Dinge liefen, um zu begreifen, daß die Prinzessin mit ihm eines Sinnes sein und zusammenarbeiten mußte. Es war klar, daß es unter denen, die um den König waren, eine Verschwörung gegen ihn gab: zum einen hatten sie sich zu einer Lüge über ihn verabredet und es war auch klar, daß der Arzt an einem Plan gegen die Gesundheit und den Verstand Seiner Majestät arbeitete, indem er der Frage seines Lebens wenig Bedeutung beimaß. Es rechtfertigte schon allein die schlimmsten Befürchtungen, daß die Leute außerhalb des Palastes nichts vom Zustand Seiner Majestät wußten; er glaubte, daß auch die im Palast – den Butler ausgenommen – es ebenfalls nicht wußten. Zweifellos wünschten die Ratgeber Seiner Majestät, die Herzen seiner Untertanen ihrem Souverän zu entfremden. Curdie stellte sich vor, daß sie beabsichtigten, den König zu töten, die Prinzessin mit einem von ihnen zu verheiraten und eine neue Dynastie zu gründen; aber was immer ihre Absicht war: es gab im Palast Verrat der schlimmsten Art; um diese Absicht auszuführen, machten und hielten sie den König unfähig. Deshalb war als erstes dafür zu sorgen, daß Seine Majestät weder einen Bissen aß noch einen Tropfen trank von dem, was im Palast für ihn zubereitet wurde. Hätte Curdie dies ohne die Prinzessin bewerkstelligen können, hätte er es vorgezogen, sie in Unwissenheit über die Schrecken zu lassen, vor denen er sie zu erretten suchte. Er fürchtete auch die Gefahr, daß sich ihr Wissen den bösen Augen um sie herum verriet, aber es mußte riskiert werden – und sie war immer ein kluges Kind gewesen.

Zum anderen war ihm klar, daß mit solchen Verrätern kein ehrenhaftes Übereinkommen bindend oder möglich war und daß er, außer zu lügen, alle Mittel benutzen konnte, um ihre Absicht zu vereiteln. Und er konnte nicht daran zweifeln, daß ihn die alte Prinzessin ausdrücklich dafür gesandt hatte, ihre Pläne zu durchkreuzen.

Während er dastand und darüber nachdachte, beobachtete die Prinzessin ernst den König mit Blicken kindlicher Liebe und fraulicher Zärtlichkeit, was Curdies Herz anrührte. Hin und wieder fächelte sie ihm mit einem großen Fächer aus Pfauenfedern sanft Luft zu; hin und wieder, wenn sie am Himmel seines schlafenden Gesichts eine Wolke sich zusammenziehen sah, kletterte sie aufs Bett, beugte sich zu seinem Ohr und flüsterte hinein, zog sich dann zurück und beobachtete weiter – um meistens die Wolke sich auflösen zu sehen. In seinem tiefsten Schlummer lag die Seele des Königs offen für die Stimme seines Kindes, und diese Stimme hatte die Macht, entweder die Erscheinung seiner Visionen zu ändern oder, was noch besser war, in sein Herz Hoffnung und Mut zu atmen, sie zu ertragen.

Curdie kam heran und rief sie leise.

„Ich kann Papa gerade jetzt nicht verlassen,“ erwiderte sie ebenso leise.

„Ich werde warten,“ sagte Curdie, „aber ich möchte sehr gern etwas sagen.“

Nach ein paar Minuten kam sie zu ihm, wo er unter der Lampe stand.

„So, Curdie, was ist?“ sagte sie.

„Prinzessin,“ entgegnete er, „ich möchte Euch sagen, daß ich herausgefunden habe, weshalb Eure Großmutter mich hergesandt hat.“

„Dann komm hierher,“ antwortete sie, „wo ich das Gesicht meines Königs sehen kann.“

Curdie stellte für sie einen Stuhl an die Stelle, die sie wählte, wo sie nahe genug war, um jede leichteste Veränderung im Gesichtsausdruck ihres Vaters zu bemerken, wo aber ihr leises Gespräch ihn nicht stören würde. Dort setzte er sich neben sie und erzählte ihr die ganze Geschichte – wie ihre Großmutter ihre gute Taube zu ihm gesandt und wie sie ihn unterwies und ihn hergeschickt hatte, ohne ihm zu sagen, was er tun mußte. Dann berichtete er ihr, was er über den Stand der Dinge in Gwyntystorm gemeinhin entdeckt und was er vor allem in dieser Nacht im Palast gesehen und gehört hatte.

„Die Dinge sind in einem recht schlimmen Zustand,“ sagte er abschließend – „überall Lügen, Egoismus, Unehrllichkeit und fehlende Gastlichkeit; und um allem die Krone aufzusetzen, sprechen sie mit Mißachtung von dem guten König und kein Mensch weiß, daß er krank ist.“

„Du machst mir schreckliche Angst,“ sagte Irene zitternd.

„Ihr müßt um Eures Königs willen tapfer sein,“ sagte Curdie.

„Das will ich wirklich,“ erwiderte sie und richtete einen langen liebevollen Blick auf das schöne Antlitz ihres Vaters. „Aber was ist zu tun? Und wie *soll* ich solche schrecklichen Sachen von Dr. Kelman glauben?“

„Meine liebe Prinzessin,“ entgegnete Curdie, „Ihr kennt nichts als sein Gesicht und seine Sprache und beide sind falsch. Entweder müßt Ihr Euch vor ihm hüten oder Ihr müßt an Eurer Großmutter und an mir zweifeln, denn ich sage Euch bei der Gabe, die sie mir zum Testen von Händen vermacht hat, daß dieser Mann eine Schlange ist. Der runde Körper, den er vorzeigt, ist nur der Behälter einer Schlange. Vielleicht liegt die Kreatur dort wie in ihrem Nest zusammengerollt.“

„Gräßlich!“ sagte Irene.

„In der Tat gräßlich, aber wir dürfen nicht versuchen, Gräßliches loszuwerden, indem wir ablehnen, es anzuschauen, und sagen, es gebe es nicht. Schläft Euer schöner Vater nicht besser, seit er den Wein bekommen hat?“ „Ja.“

„Schläft er immer besser danach?“

„Nein, immer schlechter – bis heute nacht,“ antwortete sie.

„Dann denkt daran, daß es der Wein war, den ich ihm geholt habe – nicht der, den der Butler gezapft hat. Nichts, das durch irgendeine Hand im Haus geht außer durch Eure oder meine darf die Lippen Seiner Majestät erreichen, bis es ihm gut geht.“

„Aber wie, lieber Curdie?“ sagt die Prinzessin und weinte fast.

„Das müssen wir arrangieren,“ antwortete Curdie. „Ich weiß, wie ich für den Wein Sorge, aber mit seinem Essen – jetzt müssen wir überlegen.“

„Er ißt kaum etwas,“ sagte die Prinzessin mit einem kläglichen Schütteln des Köpfchens, das Curdie schon beinahe aus Erfahrung erwartet hatte.

„Umso notwendiger,“ sagte er, „daß kein Gift drin ist.“ Irene erschauerte. „Sobald er anständiges Essen bekommt, wird es ihm langsam besser gehen. Und Ihr müßt genauso vorsichtig für Euch sein, Prinzessin,“ fuhr Curdie fort, „denn Ihr wißt nicht, wann sie anfangen, auch Euch zu vergiften.“

„Es besteht keine Furcht vor mir; sprich nicht von mir,“ sagte Irene. „Das gute Essen! Wie sollen wir es beschaffen, Curdie? Das ist die ganze Frage.“

„Ich denke angestrengt nach,“ antwortete Curdie. „Das gute Essen? Laßt mich überlegen – laßt mich überlegen! Die Diener, die ich unten gesehen habe, die haben sicher das Beste von allem für sich selbst: ich will schauen, was ich auf ihrer Tafel finden kann.“

„Der Kanzler schläft im Haus und er und der Oberstallmeister nehmen immer ihr Abendessen in einem Raum neben dem großen Saal ein, auf der rechten Seite, wenn du die Treppe hinuntergehst,“ sagte Irene.

„Ich möchte mit dir mitgehen, aber ich wage es nicht, meinen Vater zu verlassen. Ach! Er ißt kaum jemals mehr als einen Mundvoll. Ich kann mir nicht vorstellen, wie er lebt! Und genau das, was er gern hätte und wofür er oft bittet – ein Stückchen Brot – kann ich kaum jemals für ihn bekommen: Dr. Kelman hat es verboten und sagt, es sei nichts weniger als Gift für ihn.“

„Wenigstens Brot soll er haben,“ sagte Curdie, „und das, zusammen mit dem anständigen Wein, wird so gut sein wie alles andere, glaube ich. Ich werde sofort gehen und danach Ausschau halten. Aber ich möchte, daß Ihr erst Lina seht und sie kennenlernt, damit Ihr keine Angst bekommt, wenn Ihr irgendwo zufällig auf sie stoßt.“

Indem er Irene warnte, nicht vor ihrer Häßlichkeit zu erschrecken, ging er zur Tür und rief Lina.

Sie kam herein, wobei sie mit gesenktem Kopf kroch und den Schwanz hinter ihr über den Boden schleifte. Curdie beobachtete die Prinzessin, als die furchterregende Kreatur immer näher kam. Ein Schauer durchlief Irene von Kopf bis Fuß und im nächsten Moment trat sie Lina entgegen. Die fiel flach auf den Boden und bedeckte das Gesicht mit den zwei großen Pfoten. Es rührte das Herz der Prinzessin: im Nu war sie neben ihr auf den Knien, streichelte ihren häßlichen Kopf und tätschelte sie überall.

„Guter Hund! Lieber häßlicher Hund!“ sagte sie.

Lina winselte.

„Ich glaube,“ sagte Curdie, „von dem, was Eure Großmutter mir erzählt hat, daß Lina eine Frau ist und daß sie böse war, aber jetzt gut wird.“

Lina hatte den Kopf gehoben, während Irene sie liebkostete; jetzt ließ sie ihn wieder zwischen die Pfoten fallen, aber die Prinzessin nahm ihn in die Hände und küßte die Stirn zwischen den gold-grünen Augen.

„Soll ich sie mitnehmen oder hierlassen? Fragte Curdie.

„Laß sie hier, den armen Schatz,“ sagte Irene und Curdie, der jetzt den Weg kannte, ging ohne sie.

Er nahm zuerst den Weg zu dem Raum, von dem die Prinzessin gesprochen hatte, und da waren die Reste eines Abendessens; aber weder dort noch in der Küche konnte er ein Stück schlichtes, bekömmlich aussehendes Brot finden. Deshalb ging er zurück und sagte ihr, daß er um Brot in die Stadt gehen werde, sobald es hell war, und bat sie um ein Taschentuch, um es einzuwickeln. Wenn er es nicht selbst bringen konnte, werde

er es durch Lina schicken, die besser als er außer Sicht bleiben konnte, und sobald alles in der Nacht still war, würde er wieder zu ihr kommen. Er bat sie auch, dem König zu sagen, daß er im Haus war.

Seine Hoffnung beruhte auf der Tatsache, daß Bäcker überall früh an die Arbeit gehen. Aber noch war es viel zu früh. Deshalb überredete er die Prinzessin, sich hinzulegen, und versprach, sie zu rufen, falls sich der König regte.



## Kapitel 21

### Der Laib

Seine Majestät schlief sehr ruhig. Die Dämmerung war beinahe Tag geworden und Curdie verweilte immer noch, unwillig, die Prinzessin zu stören.

Schließlich rief er sie jedoch und sie war sofort im Gemach. Sie sagte, sie habe geschlafen und fühle sich ganz frisch. Erfreut, daß sie ihren Vater noch schlafend fand, und so friedlich, schob sie ihren Stuhl dicht ans Bett und setzte sich mit den Händen im Schoß hin.

Curdie holte seine Hacke von dort hervor, wo er sie hinter einem großen Spiegel versteckt hatte, und ging in den Keller, gefolgt von Lina. Als sie durch den großen Saal gingen, nahmen sie etwas vom Frühstück mit und sobald sie gegessen hatten, gingen sie zum Hintereingang hinaus.

An der Öffnung des Ganges ergriff Curdie das Seil, zog sich hoch, schob den Fensterladen beiseite und betrat das Verlies. Dann schwang er das Ende des Seils Lina zu und sie fing es mit den Zähnen. Als ihr Herr sagte: „Jetzt, Lina!“ machte sie einen gewaltigen Sprung und Curdie rannte mit dem Ende des Seils fort, so schnell er nur konnte. Und sie hatte solch einen Sprung gemacht, daß sie in dem Moment, in dem er ihr Gewicht aushalten mußte, sie sich kurz vor dem Loch befand. Sowie sie eine Pfote durchgesteckt hatte, war sie vollkommen hindurch.

Anscheinend warteten ihre Feinde, bis Hunger sie bezwingen würde, denn es gab keine Anzeichen, daß irgendein Versuch gemacht worden war, die Tür zu öffnen. Ein paar Schläge mit Curdies Hacke trieb das zerschmetterte Schloß sauber von der Tür und indem er Lina sagte, zu warten, bis er zurückkam, und niemanden hineinzulassen, ging er hinaus auf die stille Straße und zog die Tür hinter sich zu. Er konnte kaum glauben, daß noch kein ganzer Tag vergangen war, seit er mit hinter dem Rücken gefesselten Händen in das Verlies geworfen worden war.

Die Stadt hinunter ging er, wobei er mitten auf der Straße lief, damit irgend jemand, der ihn erblickte, sehen konnte, daß er keine Angst hatte, und zögerte, einen Angriff auf ihn anzuregen. Was die Hunde betraf, genügte seit dem Tod ihrer beiden Kameraden ein Schatten, der wie eine Hacke aussah, um sie davonflitzen zu lassen. Sobald Curdie den Torwegbogen des Stadttors erreicht hatte, wandte er sich zum Bäckerladen, um ihn zu erkunden, und als er keine Anzeichen einer Bewegung wahrnahm, wartete er dort auf die erste.

Nach ungefähr einer Stunde öffnete sich die Tür und der Gehilfe des Bäckers erschien mit einem Eimer in der Hand. Er ging zu einer Pumpe, die an der Straße stand, und nachdem er seinen Eimer gefüllt hatte, kehrte er mit ihm in den Laden zurück. Curdie schlich hinter ihm her, fand die Tür unverschlossen, öffnete sie ganz sacht, spähte hinein, sah niemanden und ging hinein. Indem er sich perfekt daran erinnerte, von welchem Regalfach die Bäckersfrau den Laib genommen hatte, von dem sie sagte, er sei das beste Brot, und genau eines in dem Fach sah, nahm er es, legte den Preis auf den Ladentisch und eilte hinaus und die Straße hoch.

Zurück im Verlies neben Lina war sein erster Gedanke, die Tür wieder zu befestigen, was leicht gewesen wäre, weil so viele eiserne Teile aller Arten und Größen herumlagen; aber er besann sich, daß wenn er sie ließ, wie sie war, und man kam, um ihn zu holen, würde man sofort folgern, daß sie durch die Tür entkommen waren, und nicht weitersuchen und das Loch entdecken. Deshalb schob er nur die Tür zu und ließ es dabei. Dann arrangierte er abermals sorgfältig den Erdhaufen hinter dem Fensterladen, damit er wieder auf ihn fiel, und kehrte in den Keller zurück.

Und nun mußte er den Laib zur Prinzessin schaffen. Wenn er es wagen konnte, es selbst zu machen, gut; wenn nicht, würde er Lina schicken. Er schlich zur Tür des Dienstbotensaals und fand, daß sich die Schläfer zu rühren begannen. Einer sagte, es sei an der Zeit, ins Bett zu gehen; ein anderer, er würde stattdessen in den Keller gehen und einen Krug Wein trinken, um wach zu werden, während ein dritter einen vierten aufforderte, ihm Revanche bei irgendeinem Spiel zu geben.

„Ach, zum Henker mit deinem Verlust!“ antwortete sein Kollege; „du wirst bald doppelt soviel im Haus aufgabeln, wenn du nur die Augen offenhältst.“

Als Curdie sah, daß es riskant wäre, dort durchzugehen, und er bedachte, die Dienstmänner im großen Saal könnten möglicher Weise ebenfalls wach sein, ging er zurück zum Keller, nahm Irenes Taschentuch mit dem Laib darin, band es Lisa um den Hals und sagte ihr, es zur Prinzessin zu bringen.

Indem sie jeden Schatten und jeden Unterschlupf nutzte, glitt Lina zwischen den Dienstboten durch wie ein gestaltloser Terror durch ein schuldiges Gemüt, und so, durch Flur und großen Saal die Treppe hoch zum Gemach des Königs.

Irene erzitterte ein wenig, als sie Lina geräuschlos durch die stille Morgendämmerung, die durch die schweren Vorhänge der Fenster schimmerte, hereingleiten sah, aber sie faßte sich sofort, als sie das Bündel an Linas Hals sah, denn es vergewisserte sie der Sicherheit Curdies und gab ihr Hoffnung für ihren Vater. Sie löste das Bündel freudig ab und Lina stahl sich fort, so wie sie gekommen war. Irenes Freude war umso größer, weil der König kurz zuvor aufgewacht war und den Wunsch nach Speise geäußert hatte – nicht, daß er geradezu hungrig war, sagte er, und doch wollte er etwas essen. Wenn er nur ein Stück schönes frisches Brot haben könnte! Irene hatte kein Messer, aber mit eifrigen Händen brach sie ein großes Stück vom Laib ab und füllte ein Glas mit Wein. Der König aß und trank, genoß das Brot und den Wein sehr und schlief gleich wieder ein.

Es dauerte Stunden, bis das faule Volk ihnen das Frühstück brachte. Als es kam, krümelte Irene ein bißchen herum, warf einiges in den Kamin und schaffte es, das Tablett genau wie immer aussehen zu lassen.

Inzwischen lag Curdie unten im Keller im Hohlraum zwischen den oberen Seiten zweier großer Fässer, am wärmsten Platz, den er finden konnte. Lina wachte. Sie lag zu seinen Füßen quer zu den beiden Fässern und tat ihr Bestes, ihren riesigen Schwanz so zu arrangieren, daß er eine wärmende Decke für ihren Herrn abgab. Bald darauf kam Dr. Kelman, um nach seinem Patienten zu sehen, und jetzt, da Irenes Augen geöffnet waren, sah sie deutlich genug, daß er verärgert und verduzt war, Seine Majestät in spürbar besserem Zustand zu

finden. Er heuchelte jedoch, ihm zu gratulieren, wobei er sagte, der König sei durchaus fähig, den Lordkämmerer zu empfangen, dieser wünsche seine Unterschrift unter etwas Wichtiges, nur dürfe er seinen Kopf nicht überanstrengen, um es zu verstehen; er sei nicht verantwortlich für die Konsequenzen. Der König sagte, er werde den Lordkämmerer empfangen, und der Arzt ging.

Dann gab Irene dem König mehr Brot und Wein und er aß und trank und lächelte schwach, das erste echte Lächeln, das sie seit so vielen Tagen gesehen hatte. Er sagte, er fühle sich viel besser und könne bald die Angelegenheiten wieder selbst in die Hand nehmen. Er habe ein seltsames unglückliches Gefühl, sagte er, daß die Dinge falsch liefen, schrecklich falsch, obwohl er nicht sagen könne, wie. Da erzählte ihm die Prinzessin, daß Curdie gekommen war, und daß in der Nacht, wenn alles still war, weil es niemand im Palast wissen durfte, er Seiner Majestät einen Besuch abstatten werde. Ihre Ur-Ur-Großmutter hatte ihn gesandt, sagte sie. Der König schaute sie merkwürdig an, aber der merkwürdige Blick wurde zu einem Lächeln, deutlicher als das erste, und Irenes Herz klopfte vor Freude.

## Kapitel 22

### Der Lordkämmerer

Am Mittag erschien der Lordkämmerer. Mit einer langen, tiefen Verbeugung und mit Papier in der Hand trat er leise in das Gemach. Nachdem er Seine Majestät mit jedem Anschein tiefsten Respekts begrüßt und ihm für den offensichtlichen Fortschritt, den er gemacht habe, gratuliert hatte, drückte er sein Bedauern aus, daß er ihn störte, aber es gebe gewisse Dokumente, sagte er, die seine Unterschrift erforderten – und damit näherte er sich dem König, der dalag und ihn argwöhnisch anschaute. Der Lordkämmerer war ein hagerer, langer, gelblicher Mann mit einem kleinen Kopf, der oben kahl und hinten und an den Ohren büschelig war. Er hatte eine sehr schmale, vorspringende, gekrümmte Nase und eine Menge loser Haut unter dem Kinn und am Hals, die aus seinem Halstuch hervorschaute. Seine Augen waren sehr klein, scharf und funkelnd und sahen schwarz wie Jett aus. Er hatte kaum genug Mund, um damit zu lächeln. Seine linke Hand hielt das Dokument und die langen, dünnen Finger seiner Rechten eine gerade in Tinte getauchte Feder.

Aber der König, der seit Wochen kaum gewußt hatte, was er tat, war heute so sehr er selbst, daß er wußte, er war nicht ganz er selbst; und in dem Moment, als er das Dokument sah, beschloß er, er würde es nicht unterschreiben, ohne es zu verstehen und mit ihm einverstanden zu sein. Deshalb bat er den Lordkämmerer, es vorzulesen. Seine Lordschaft fing sofort damit an, aber die Schwierigkeiten, denen er zu begegnen schien, und die Anfälle von Stottern, die ihn packten, erweckten den Argwohn des Königs zehnfach. Er rief die Prinzessin.

„Ich mache Seiner Lordschaft zu viel Mühe,“ sagte er zu ihr; „du kannst Gedrucktes gut lesen, mein Kind – laß mich hören, wie du Geschriebenes liest. Nimm dieses Dokument aus der Hand Seiner Lordschaft und lies es mir von vorn bis hinten vor, während Mylord ein Glas von meinem Lieblingswein trinkt und auf deine Fehler achtet.“

„Verzeihung, Majestät,“ sagte der Lordkämmerer mit soviel Lächeln, wie er improvisieren konnte, „aber es wäre jammerschade, die Fertigkeiten Ihrer Königlichen Hoheit einer gänzlich allzu schweren Prüfung zu unterziehen. Eure Majestät kann kaum mit Recht erwarten, daß allein ihre Sprechorgane sich als fähig erweisen, derart lange und ihr so unverständliche Wörter zustande zu bringen.“

„Ich halte viel von meiner kleinen Prinzessin und ihren Fähigkeiten,“ erwiderte der König immer erregter. „Bitte, Mylord, erlaubt ihr, es zu versuchen.“

„Bedenkt, Majestät, es wäre völlig ohne Präzedenz. Es wäre eine Verspottung der Staatskunst,“ sagte der Lordkämmerer.

„Vielleicht habt Ihr recht, Mylord,“ antwortete der König mit mehr Bedeutung, als er es offenkundig werden lassen wollte, während er zu seiner wachsenden Freude neues Leben und neue Kraft in Herz und Hirn pulsieren spürte. „Deshalb werden wir heute morgen nicht weiterlesen. Ich bin wirklich kaum fähig für Angelegenheiten solchen Gewichts.“

„Will Eure Majestät bitte Euren königlichen Namen hier unterschreiben?“ sagte der Lordkämmerer und näherte sich, wobei er die Bitte als Selbstverständlichkeit vorbrachte und mit der Federspitze auf eine Stelle zeigte, wo sich ein großes rotes Siegel befand.

„Heute nicht, Mylord,“ erwiderte der König.

„Es ist von größter Wichtigkeit, Majestät,“ insistierte sanft der andere.

„Ich habe keine solche Wichtigkeit darin wahrgenommen.“ sagte der König.

„Eure Majestät hat nur einen Teil gehört.“

„Und mehr kann ich heute nicht hören.“

„Ich hoffe, Eure Majestät hat Grund genug, in einem Fall von Notwendigkeit wie dem gegenwärtigen auf die Darlegung seines treuen Untertans und Kämmerers hin zu unterschreiben? Oder soll ich den Lordkanzler rufen?“ fügte er sich erhebend hinzu.

„Das ist nicht nötig. Ich habe die allerhöchste Meinung von Eurem Urteil, Mylord,“ antwortete der König, „das heißt, im Hinblick auf die Mittel; wir unterscheiden uns *vielleicht*, was die Ziele betrifft.“

Der Lordkämmerer machte noch weitere Versuche der Überredung, aber sie wurden immer schwächer und er war schließlich gezwungen zu gehen, ohne sein Ziel erreicht zu haben. Und wie heftig muß sein Ärger gewesen sein! Denn dieses Dokument war das Testament des Königs, abgefaßt vom Kronanwalt; erst wenn sie des Königs Unterschrift besaßen, hatte es viel Sinn, Weiteres zu wagen. Aber das schlimmste Gefühl der Enttäuschung erwuchs daraus, daß er den König mit soviel noch vorhandener Fähigkeit vorfand, denn der Arzt hatte sich verpflichtet, das Gehirn des Königs so zu schwächen, daß dieser wie ein Kind in ihren Händen wäre, unfähig, irgend etwas abzulehnen, das von ihm verlangt wurde. Seine Lordschaft begann, an der Treue des Arztes zur Verschwörung zu zweifeln.

Die Prinzessin war hochofrenet. Sie hatte seit Wochen nicht so viele Worte von den Lippen ihres Vaters gehört, um nicht zu sagen Worte von solcher Kraft und Einsicht; Tag um Tag war er schwächer und lethargischer geworden. Nach dieser Anstrengung war er jedoch so entkräftet, daß er nur um ein weiteres Stück Brot und mehr Wein bat und schnell einschlief, sobald er beides zu sich genommen hatte.

Voller Wut ließ der Lordkämmerer Dr. Kelman kommen. Er kam und bekannte sich unfähig, die Symptome zu begreifen, die Seine Lordschaft beschrieb, doch verpflichtete er sich erneut, daß der König am Morgen tun werde, was immer von ihm verlangt wurde.

Der Tag schritt voran. Wenn Seine Majestät wach war, las ihm die Prinzessin vor – ein Geschichtenbuch nach dem anderen, und was immer sie vorlas, der König hörte zu, als habe er nie zuvor etwas so Gutes gehört, wobei er die weisesten Bedeutungen darin herausfand. Ab und zu bat er um ein Stück Brot und ein bißchen Wein und jedesmal, wenn er aß und trank, schlief er, und jedesmal, wenn er aufwachte, schien es ihm besser zu gehen als beim letzten Mal. Die Prinzessin trug ihren Teil bei und vor Einbruch der Nacht war der Laib Brot verzehrt und der Weinkrug geleert. Der Butler brachte den Krug weg und bis zum Rand gefüllt zurück, aber beide waren durstig und hungrig, als Curdie wiederkam.

Inzwischen hatten er und Lina genug Schlaf gehabt, indem sie abwechselnd wach waren und aufpaßten. Am Nachmittag sahen sie, als sie aus ihrem Schlupfwinkel spähten, wie mehrere der Diener eilig hereinkamen, Wein zapften, ihn tranken und sich hinausstahlen; aber Curdies und Linas Aufgabe war, sich um den König zu kümmern, nicht um seinen Keller, und sie ließen die Diener trinken. Auch als der Butler kam, um den Krug zu füllen, hielten sie sich zurück, denn das Schicksal des Schurken war für ihn noch nicht bereit. Er sah schrecklich verängstigt aus und hatte eine große Kerze und einen kleinen Terrier mitgebracht – der tatsächlich lästig zu werden drohte, denn er streifte umher und schnupperte herum, bis er zu der Nische kam, wo sie sich befanden. Aber als er sich sehen ließ, riß Lina ihre Kiefer so weit auf und starrte ihn so fürchterlich an, daß er ohne auch nur ein Winseln den Schwanz zwischen die Beine klemmte und zu seinem Herrn rannte. Der zapfte in diesem Moment den üblen Wein und sah ihn nicht, sonst wäre er zweifellos auch gerannt.

Als die Zeit des Abendessens nahte, nahm Curdie seinen Platz an der Tür zum Dienstbotensaal ein, aber nach einer langen Stunde vergeblichen Wachehaltens begann er zu fürchten, daß er nichts bekam: da war so viel Herumlungern wie auch Kommen und Gehen. Es war schwer zu ertragen – hauptsächlich durch die Reize eines prächtigen Brotlaibs, gerade frisch aus dem Ofen, den er für den König und die Prinzessin in Sicherheit zu bringen ersehnte. Endlich kam seine Chance: er stürzte sich auf den Laib und brachte ihn hinaus und bald darauf ergatterte er noch eine Pastete.

Diesmal wurden jedoch Laib und Pastete vermißt. Der Koch wurde gerufen. Er erklärte, er habe beides geliefert. Einer von ihnen selbst, meinte er, müsse beides für einen Freund außerhalb des Palastes beiseite geschafft haben. Da sagte ein Hausmädchen, das noch nicht lange bei ihnen war, sie habe jemanden, der wie ein Page aussah, mit etwas in den Händen in Richtung des Kellers rennen sehen. Sofort wandten sie sich gegen die Pagen und beschuldigten einen nach dem anderen. Alle stritten es ab, aber man glaubte keinem von ihnen; wo es keine Wahrheit gibt, kann es keinen Glauben geben.

Alle brachen zum Keller auf, um nach dem fehlenden Laib und der Pastete zu suchen – Lina hörte sie kommen, wie sie wohl konnte, denn sie redeten und stritten sich laut und boten ihr eine musterhafte Warnung. Curdie und Lina rafften alles zusammen und schafften sämtliche Anzeichen ihrer Anwesenheit zur Hintertür hinaus, bevor die Dienstboten hereinkamen. Als sie nichts fanden, wandten sie sich gegen das Hausmädchen und beschuldigten es, nicht nur über die Pagen gelogen, sondern die Sachen selbst genommen zu haben. Ihre Sprache und ihr Verhalten widerten Curdie, der einen großen Teil von dem hörte, das vor sich ging, derart an, daß er – weil er auch die Gefahr der Entdeckung wachsen sah – zu planen begann, wie er am besten den Palast von dem ganzen Pack auf einmal befreien konnte. Das wäre jedoch ein kleiner Gewinn gewesen, solange die verräterischen Staatsbeamten weiter dabliefen. Um die mußte er sich zuerst kümmern. Ihm kam eine Idee und je länger er sie betrachtete, desto besser gefiel sie ihm.

Sobald die Dienstboten weg waren, auf dem ganzen Weg streitend und einander beschuldigend, kamen Curdie und Lina zurück und aßen ihre Abendmahlzeit zu Ende. Dann teilte Curdie, der schon lange davon überzeugt war, daß Lina fast jedes von ihm gesprochene Wort verstand, ihr seinen Plan mit und wußte durch

ihr Schwanzwedeln und das Blitzen ihrer Augen, daß sie ihn begriff. Bis sie den König sicher durch den schlimmsten Teil der Nacht gebracht hatten, konnte jedoch nichts unternommen werden.

Sie brauchten jetzt nur noch dort zu warten, wo sie waren, bis der Haushalt schlief. Dieses Warten und Warten war das Allerschwerste, was Curdie bei der ganzen Affaire zu tun hatte. Er nahm seine Hacke und ging wieder in den langen Gang, wo er eine Kerze anzündete und fortfuhr, den Fels auf allen Seiten zu untersuchen. Aber nicht nur, um die Zeit herzubringen: er hatte einen Grund. Als er auf der Straße den Stein zerbrochen hatte, über den der Bäcker gefallen war, ließ ihn das Aussehen des Steins ein Bruchstück für weitere Untersuchung einstecken, und seither hatte er sich davon überzeugt, daß es die Art Stein war, in der Gold gefunden wird, und daß die gelben Partikel darin reines Metall waren. Falls solches Gestein hier in jeder Menge vorhanden war, konnte er den König bald reich und unabhängig von seinen übel beschaffenen Untertanen machen. Deshalb war er jetzt auf eine Untersuchung des Gesteins erpicht und er brauchte nicht lange, um die Gewißheit zu haben, daß es große Mengen an Gold in dem halb-kristallinen weißen Gestein mit seinen Adern aus undurchsichtigem Weiß und Grün gab, aus dem der Felsen, soweit Curdie ihn prüfen konnte, fast gänzlich zu bestehen schien. Jedes Stück, das er zerbrach, war mit Partikeln und kleinen Klumpen von einem schönen grünlichen Gelb gesprenkelt – und das war Gold. Bis jetzt hatte er nur mit Silber gearbeitet, aber er hatte gelesen und reden gehört und wußte deshalb über Gold Bescheid. Sobald er den König von Schurken und Spitzbuben befreit hatte, würde er alle besten und ehrlichsten Bergarbeiter mit seinem Vater an der Spitze diesen Felsen für den König bearbeiten lassen.

Es war für ihn eine große Freude, wieder seine Hacke zu gebrauchen. Die Zeit verging schnell und als er den Gang verließ, um zum Gemach des Königs zu gehen, hatte er bereits einen großen Haufen Bruchstücke hinter der kaputten Tür.

## Kapitel 23

### Dr. Kelman

Sobald er Grund hatte zu hoffen, daß der Weg frei war, wagte sich Curdie leise in den Saal mit Lina hinter sich. Es gab niemanden, der auf der Bank oder dem Fußboden schlief, aber am verglühenden Feuer saß ein Mädchen und weinte. Es war dasselbe, das ihn das Essen hatte wegtragen sehen und dafür, daß es dies sagte, so hart behandelt worden war. Sie machte die Augen auf, als er kam, schien aber nicht von ihm geängstigt zu sein.

„Ich weiß, warum du weinst,“ sagte Curdie, „und es tut mir leid für dich.“

„Es ist hart, wenn einem nicht geglaubt wird, weil man die Wahrheit sagt,“ sagte das Mädchen, „aber das scheint für manche Menschen Grund genug. Meine Mutter hat mich gelehrt, die Wahrheit zu sagen, und hat sich solche Mühe mit mir gegeben, daß es mir schwerfallen würde zu lügen, obwohl ich viele Geschichten erfinden könnte, die diese Dienstboten sofort glauben würden, denn die Wahrheit ist hier etwas Fremdes und sie erkennen sie nicht, wenn sie sie sehen. Zeige sie ihnen und sie glotzen alle, als ob sie eine böse Lüge wäre, und das mit der noch warmen Lüge, die gerade ihre Münder verlassen hat! Du bist ein Fremder,“ sagte sie und brach wieder in Tränen aus, „aber je fremder du für solchen Ort und solche Leute bist, desto besser!“

„Ich bin die Person,“ sagte Curdie, „die du die Sachen von der Abendbrottafel hast wegtragen sehen.“ Er zeigte ihr den Laib Brot. „Wenn du auch Vertrauen schenken kannst wie die Wahrheit sagen, will ich dir vertrauen. Kannst du mir vertrauen?“

Sie sah ihn für einen Moment ruhig an.

„Ich kann es,“ antwortete sie.

„Eine weitere Sache,“ sagte Curdie; „besitzt du ebenso Mut wie Vertrauen?“

„Ich glaube schon.“

„Sieh meinem Hund ins Gesicht und schrei nicht. Komm her, Lina.“

Lina gehorchte. Das Mädchen sah sie an und legte ihr die Hand auf den Kopf.

„Jetzt weiß ich, daß du eine wahre Frau bist,“ sagte Curdie. „Ich bin gekommen, um in diesem Haus die Dinge in Ordnung zu bringen. Nicht einer der Dienstboten weiß, daß ich hier bin. Willst du ihnen morgen vormittag sagen, daß wenn sie nicht ihre Gewohnheiten ändern und mit dem Trinken aufhören und mit Lügen und Stehlen und Unfreundlichkeit, wird jeder einzelne von ihnen aus dem Palast vertrieben?“

„Sie werden mir nicht glauben.“

„Höchstwahrscheinlich; aber willst du ihnen die Chance einräumen?“

„Ja.“

„Dann will ich dein Freund sein. Warte hier, bis ich wiederkomme.“

Sie sah ihm noch einmal ins Gesicht und setzte sich.



Als er das königliche Gemach erreichte, fand er Seine Majestät wach und unruhig auf ihn wartend. Er empfing Curdie mit äußerster Freundlichkeit und vertraute sich ihm gewissermaßen an, indem er ihm alles erzählte, was er über seinen Zustand wußte. Seine Stimme war schwächlich, aber sein Auge war klar, obwohl ab und zu seine Stimme und seine Gedanken zu wandern schienen. Curdie konnte sich nicht sicher sein, daß der Grund, weshalb sie für ihn nicht verständlich waren, nicht bei ihm lag. Der König erzählte ihm, daß er seit einigen Jahren, seit dem Tod seiner Königin, über die Schlechtigkeit seines Volkes verzagte. Er hatte mühevoll versucht, die Leute gut zu machen, aber sie wurden immer schlechter. Schlimme Lehrer, ihm unbekannt, waren in die Schulen geschlichen; es gab einen allgemeinen Verfall von Wahrheit und richtigen Prinzipien zunächst in der Stadt, und weil die das Beispiel für die Nation bildete, mußte es sich ausbreiten. Der Hauptgrund seiner Krankheit war die Verzagtheit, mit der die Entartung seines Volkes auf ihn wirkte. Er konnte nicht schlafen und hatte schreckliche Träume, während er, zu seiner unaussprechlichen Scham und Betrübniß, fast jedem mißtraute. Er hatte gegen seinen Argwohn angekämpft, aber vergebens, und sein Herz war wund, denn seine Höflinge und Ratgeber waren wirklich nett; nur konnte er sich nicht denken, warum keine ihrer Ladys seiner Prinzessin nahe kamen. Das ganze Land war unzufrieden, hörte er, und es gab Anzeichen sich zusammenbrauender Stürme außerhalb und innerhalb der Grenzen. Der Oberstallmeister teilte ihm betrübliche Nachrichten über die Insubordination des Heeres mit und sein großes weißes Pferd war tot, sagte man ihm, und sein Schwert hatte die Härte verloren: es verbog sich das letzte Mal doppelt, als er es ausprobierte! – nur war das vielleicht in einem Traum; und er konnte seinen Schild nicht finden und einer seiner Sporen hatte das Rädchen verloren.

So wanderte der arme König in einem Labyrinth der Sorgen umher, von denen manche rein imaginär waren, während andere bedeutender waren, als er verstand. Er erzählte, wie nachts Diebe kamen und versuchten, seine Krone zu stehlen, so daß er es nie wagte, sie aus den Händen zu lassen, außer wenn er schlief; und wie jede Nacht ein böser Dämon in Gestalt seines Arztes kam und Gift in seinen Hals goß. Irgendwie wußte er, daß es Gift war, sagte er, obwohl es wie Wein schmeckte.

Hier hörte er auf, matt von der ungewöhnlichen Anstrengung des Redens. Curdie ergriff den Weinkrug und rannte zum Keller.

Im Dienstbotensaal saß noch das Mädchen am Feuer und wartete auf ihn. Als er zurückkam, sagte er ihr, ihm zu folgen, und ließ sie an der Tür des Gemachs zurück, bis er wieder zu ihr kommen werde. Als der König ein bißchen Wein getrunken hatte, informierte ihn Curdie, daß er bereits bestimmte Feinde Seiner Majestät herausgefunden hatte, und einer der schlimmsten war der Arzt, denn es war kein anderer Dämon als der Doktor selbst, der jede Nacht kam und ihm ein langsames Gift verabreicht hatte.

„So!“ sagte der König. „Dann bin ich nicht mißtrauisch genug gewesen, denn ich dachte, es sei nur ein Traum! Ist es möglich, daß Kelman so ein Schuft sein kann? Wem soll ich denn noch trauen?“

„Niemandem im Haus außer der Prinzessin und mir,“ sagte Curdie.

„Ich werde nicht schlafen,“ sagte der König.

„Das wäre so schlecht wie das Gift zu nehmen,“ sagte Curdie; „nein, nein, Sire, Ihr müßt Vertrauen zeigen, indem Ihr das ganze Aufpassen mir überlaßt und soviel schlaft, wie Eure Majestät kann.“

Der König lächelte zufrieden, drehte sich auf die Seite und war bald fest eingeschlafen. Dann überredete Curdie die Prinzessin, gleichfalls schlafen zu gehen, und sagte Lina, sie solle Wache halten, und ging zu dem Hausmädchen. Er fragte sie, ob sie ihm sagen könne, wer vom Kronrat im Palast schlief, und ihm ihre Zimmer zeigen. Sie kannte jeden von ihnen, sagte sie, und führte ihn zu allen ihren Türen, wobei sie ihm sagte, wer in welchem Raum schlief. Er schickte sie dann weg, kehrte zum Gemach des Königs zurück und setzte sich hinter den Vorhang am Kopfende des Bettes auf der am weitesten vom König entfernten Seite. Er wies Lina an, unter das Bett zu kriechen und kein Geräusch zu machen.

Gegen ein Uhr stahl sich der Arzt herein. Er schaute wegen der Prinzessin umher und als er niemanden sah, lächelte er zufrieden, während er zum Weinkrug ging, der unter der Lampe stand. Nachdem er ein Glas zum Teil gefüllt hatte, nahm er ein kleines Fläschchen aus der Tasche und goß daraus des Glas voll. Das Licht fiel von oben auf sein Gesicht und Curdie sah darin deutlich die Schlange. Er hatte noch nie einen so bösen Gesichtsausdruck gesehen: der Mann haßte den König und ergötzte sich daran, ihm ein Leid anzutun.

Mit dem Glas in der Hand näherte er sich dem Bett, setzte das Glas ab und begann sein übliches grobes Wecken Seiner Majestät. Als er nicht sofort Erfolg hatte, nahm er ein Skalpell aus der Tasche und war dabei, mit einem unwillkürlichen Zischen des Hasses zwischen den zusammengebissenen Zähnen die Hülle des Skalpells aufzureißen, als sich Curdie bückte und und Lina zuflüsterte: „Pack ihn am Bein, Lina.“ Sie stürzte geräuschlos auf den Arzt. Mit einem Ausdruck grausigen Entsetzens machte er mit dem Bein einen Ruck, um es zu befreien; im nächsten Moment hörte Curdie das einmalige Knirschen, mit dem Lina den Knochen wie eine Stange Sellerie brach. Er stürzte mit einem Schrei zu Boden. „Zieh ihn raus, Lina,“ sagte Curdie.

Lisa packte den Arzt am Kragen und zerrte ihn hinaus. Ihr Herr folgte ihr, um sie zu dirigieren, und sie ließen ihn quer vor der Tür des Lordkämmerers liegen, wo er einen weiteren schrecklichen Schrei ausstieß und ohnmächtig wurde.

Bei dem ersten Schrei war der König aufgewacht und als Curdie wieder eintrat, war er zu seinem Schwert gelangt, das von der Mitte des Baldachins hing, hatte es gezogen und versuchte, aus dem Bett zu steigen. Als ihm Curdie aber sagte, alles sei gut, legte er sich wieder so still hin wie ein Kind, das nach einem unruhigen Traum von seiner Mutter getröstet wird.

Die Schreie des Arztes hatten viele aufgeweckt, aber nicht einer hatte es auch gewagt zu erscheinen. Klingeln wurden heftig geläutet, aber keine wurde erhört, und nach einer Minute hatte Curdie, worauf er gewartet hatte. Die Tür zum Gemach des Lordkämmerers ging auf und bleich vor gräßlichem Schrecken spähte seine Lordschaft heraus. Als er niemanden sah, trat er vor, um in den Korridor zu gehen, und stolperte über den Arzt. Curdie lief hinzu und hielt die Hand hin. Er empfing in ihr die Kralle eines Raubvogels – ob Geier oder Adler, er konnte nicht sagen, welcher.

Gleich als Seine Lordschaft wieder auf den Füßen stand, beschimpfte er Curdie mächtig, den er für einen der Pagen hielt, weil er nicht schneller gekommen sei, und drohte ihm mit der Entlassung aus den Diensten des

Königs wegen Feigheit und Nachlässigkeit. Er begann tatsächlich mit einer Art Predigt über die Pflichten eines Pagen, aber als er den Mann erblickte, der vor seiner Tür lag, und sah, daß es der Arzt war, fiel er wieder über Curdie her, weil er dort stehe und nichts tue, und befahl ihm, unverzüglich Hilfe zu holen. Curdie ging, schlüpfte aber ins Gemach des Königs, schloß und verriegelte die Tür und ließ die Schurken sich um einander kümmern. Bald hörte er eilige Schritte und für ein paar Minuten gab es eine große gedämpfte Unruhe scharrender Füße, leiser Stimmen und tiefen Stöhnens, dann war wieder alles still.

Irene schlief durch das Ganze – sie ruhte so vertrauensvoll, weil sie wußte, daß Curdie im Gemach ihres Vaters war und über ihn wachte.

## Kapitel 24

### Die Prophezeiung

Curdie saß da und beobachtete jede Regung des schlafenden Königs. Für sein Ohr war die ganze Nacht über der Palast so still wie ein Zimmer mit gesunden Kindern. Bei Sonnenaufgang rief er die Prinzessin.

„Wie hat Seine Majestät geschlafen?“ waren ihre ersten Worte, al sie den Raum betrat.

„Ganz ruhig,“ antwortete Curdie; „das heißt, seit wir den Arzt losgeworden sind.“

„Wie hast du das geschafft?“ fragte Irene und Curdie mußte ihr alles erzählen.

„Wie schrecklich!“ sagte sie. „Hat es den König nicht furchtbar aufgeschreckt?“

„Ziemlich. Ich fand ihn, wie er dabei war, aus dem Bett zu steigen, das Schwert in der Hand.“

„Der tapfere alte Mann!“ rief die Prinzessin.

„Nicht gar so alt!“ sagte Curdie, „wie Ihr bald sehen werdet. Er schlief nach einer Minute oder so wieder ein, aber für ein Weilchen war er unruhig und einmal, als er die Hand hob, kam sie auf die Zacken seiner Krone herunter und er wurde halb wach.“

„Aber wo ist die Krone?“ rief Irene in jächer schrecklicher Angst.

„Ich habe seine Hände gestreichelt,“ sagte Curdie, „und ihnen die Krone entnommen, und seither hat er ruhig geschlafen und immer wieder im Schlaf gelächelt.“

„Das habe ich ihn noch nie machen sehen,“ sagte die Prinzessin. „Aber was hast du mit der Krone gemacht, Curdie?“ „Schau,“ sagte Curdie und entfernte sich von der Bettseite.

Irene folgte ihm – und dort, in der Mitte des Fußbodens, bot sich ihr ein seltsamer Anblick. Lina lag in voller Länge fest schlafend da, den Schwanz hinter ihr und die Vorderbeine vor ihr gerade ausgestreckt; zwischen den Pfoten, die sie vorn umschlossen, während die Nase sie hinten berührte, glühte und blitzte die Krone wie ein Nest von Kolibris des Himmels.

Irene schaute und sah mit einem Lächeln hoch.

„Aber was, wenn der Dieb käme und sie würde nicht wach?“ sagte sie. „Soll ich sie auf die Probe stellen?“ Und während sie sprach, bückte sie sich zu der Krone.

„Nein, nein, nein!“ rief Curdie erschrocken. „Sie würde Euch zu Tode ängstigen. Ich würde es machen, um es Euch zu zeigen, aber sie würde Euren Vater aufwecken. Ihr habt keinen Begriff, mit welchem Brüllen sie mir an die Kehle springen würde. Aber Ihr sollt sehen, wie leicht sie wach wird, sobald ich sie anspreche. Lina!“

Im selben Moment war sie auf den Beinen, wobei ihr großer Schwanz geradeaus gestreckt blieb, genau wie er gelegen hatte.

„Braver Hund!“ sagte die Prinzessin und tätschelte ihr den Kopf. Lina wedelte ernst mit dem Schwanz; es sah wie die Spiere einer Schaluppe vor Anker aus. Irene nahm die Krone und legte sie dorthin, wo der König sie sehen würde, wenn er erwachte.

„Jetzt, Prinzessin,“ sagte Curdie, „muß ich Euch für ein paar Minuten verlassen. Ihr müßt bitte die Tür verriegeln und für niemanden öffnen.“

Hin zum Keller ging er mit Lina und als sie durch den Dienstbotensaal kamen, sorgte er dafür, daß sie ein gutes Frühstück erhielt. In rund einer Minute hatte sie gegessen, was er ihr gab, und schaute hoch in sein Gesicht: sie wollte nicht mehr zu essen haben, sondern etwas zu tun. So gingen sie aus dem Saal durch den Gang und Curdie ging ins Verlies, wo er Lina hochzog, machte die Tür auf, ließ sie hinaus und machte sie hinter ihr wieder zu. Als er die Tür zum Gemach des Königs erreichte, sauste Lina aus dem Stadttor von Gwyntystorm so schnell, wie ihre mächtigen Beine sie tragen konnten.

„Was ist nur in das Frauenzimmer gefahren?“ knurrten die männlichen Dienstboten zu einander, als am nächsten Morgen das Zimmermädchen unter ihnen erschien. Da war etwas in ihrem Gesicht, das sie nicht begreifen konnten und das ihnen nicht gefiel.

„Sind wir alle Dreck?“ sagten sie. „Was denkst du dir nur? Hast du dich heute morgen im Spiegel gesehen, Miss?“

Sie gab keine Antwort.

„Willst du behandelt werden, wie du es verdienst, oder willst du reden, du Göre?“ sagte die Erste Köchin.

„Ich würde gern wissen, welches Recht du hast, solch ein Gesicht aufzusetzen.“

„Ihr würdet mir nicht glauben,“ sagte das Mädchen.

„Natürlich nicht. Was ist es?“

„Ich muß es euch sagen, ob ihr mir glaubt oder nicht,“ sagte sie.

„Natürlich mußt du.“

„Also, es ist dies: wenn ihr eures argen Verhalten nicht bereut, werdet ihr alle bestraft – alle werden zusammen aus dem Palast geworfen.“

„Eine gewaltige Strafe!“ sagte der Butler. „Schön, daß wir es dann hinter uns haben, sage ich, bei der Mühe, solche Luder wie dich unter Kontrolle zu halten! Und warum, bitte schön, sollen wir hinausgeworfen werden? Was habe ich jetzt zu bereuen, Eure Heiligkeit?“

„Das wissen Sie selbst am besten,“ sagte das Mädchen.

„Ein hübsches Stück Frechheit! Woher soll *ich* wissen, fürwahr, was ein Dienstbolzen wie du über mich weiß! Es gibt Leute in diesem Haus – oh! ich bin nicht blind für ihr Verhalten! – aber jeder für sich, sage ich! Bitte, Miss Strafgericht, wer hat dir solch eine impertinente Botschaft für Seiner Majestät Haushalt gegeben?!

„Einer, der gekommen ist, im Haus des Königs die Dinge in Ordnung zu bringen.“

„In Ordnung, na so was!“ rief der Butler, aber in diesem Moment fiel ihm wieder das Brüllen ein, das er im Keller gehört hatte, und er wurde bleich und war still.

Als nächstes griff der Verwalter das Thema auf.

„Bitte, hübsche Prophetin,“ sagte er und versuchte, sie unter dem Kinn zu tätscheln, „was habe *ich* zu bereuen?“

„Das wissen Sie selbst am besten,“ sagte das Mädchen. „Sie brauchen nur in Ihre Bücher oder in Ihr Herz zu schauen.“

„Kannst du *mir* denn sagen, was ich zu bereuen habe?“ sagte der Kammerherr.

„Das wissen Sie selbst am besten,“ sagte das Mädchen wieder. „Die Person, die mir gesagt hat, es euch mitzuteilen, sagte, die Diener dieses Hauses müßten Stehlen und Lügen und Unfreundlichkeit und Trinken bereuen und sie würden auf die eine Weise dazu gebracht, wenn sie es nicht von selbst auf andere Weise tun.“

Da erhob sich ein großer Tumult, denn inzwischen hatten sich alle Dienstboten im Haus um sie versammelt und alle redeten gleichzeitig mit gewaltiger Entrüstung.

„Stehlen, was du nicht sagst!“ rief eine. „Ein reizendes Wort in einem Haus, wo alles auf schamlose Weise liegengelassen wird und arme, unschuldige Mädchen in Versuchung bringt! Ein Haus, wo sich niemand um irgend etwas kümmert oder den geringsten Respekt für den Wert von Eigentum hat!“

„Ich vermute, du neidest mir meine Brosche hier,“ sagte eine andere. „Da war nur ein halbes Blatt Briefpapier dabei, kein Fetzen mehr, in einer Schublade, die im Schreibtisch des Arbeitszimmers immer offen ist! Was für ein Platz ist das für ein Schmuckstück? Kannst du das Stehlen nennen, wenn man eine Sache von einem Platz wie dem nimmt? Niemand hat sich die Bohne darum gekümmert. Sie hätte genauso gut in der Abfallgrube sein können! Wenn sie eingeschlossen gewesen wäre – dann allerdings!“

„Trinken!“ sagte der Chefportier mit heiserem Lachen. „Und wer würde nicht trinken, wenn er die Gelegenheit hat? Oder wer würde es bereuen, außer daß das Getränk weg ist? Sag mir das, Miss Unschuld.“

„Lügen!“ sagte ein großer grobschlächtiger Lakai. „Du meinst vermutlich, als ich dir gestern sagte, du wärest ein hübsches Mädchen, wenn du keinen Flunsch ziehst? Lügen ist die Art und Weise von Gwyntystorm. Du hättest gestern abend hören sollen, wie Jabez den Koch anlog! Er wollte ein Kalbsbries für seinen jungen Hund und gab vor, es sei für die Prinzessin! Ha! Ha! Ha!“

„Unfreundlichkeit! Ich frage mich, was unfreundlich ist! Einem Fremden zuhören, der gegen ihre Dienstkollegen spricht, und dann seine bösen Worte wiedergeben, um ihnen Unannehmlichkeiten zu machen!“ sagte die älteste und schlimmste der Hausmägde. „Noch dazu eine von uns! Komm, du Heuchlerin! Das ist alles eine Erfindung von dir und deinem jungen Mann, um dich an uns zu rächen, weil wir dich letzte Nacht bei einer Lüge erwischt haben. Sag jetzt die Wahrheit! War es nicht derselbe, der den Laib und die Pastete gestohlen hat, der dich mit der unverschämten Botschaft geschickt hat?“

Während sie das sagte, trat sie zu dem Hausmädchen und gab ihr statt Zeit zu antworten eine Ohrfeige, die das Mädchen beinahe umwarf., und wer immer zu ihr gelangte, fing an, sie zu schubsen, zu zerren, zu kneifen und zu knuffen.

„Ihr fordert euer Schicksal heraus,“ sagte sie ruhig.

Sie fielen wutentbrannt über sie her, trieben sie mit Tritten und Schlägen aus dem Saal, stießen sie den Gang entlang und warfen sie die Treppe zum Weinkeller hinunter, dann verschlossen sie die obere Tür und gingen zu ihrem Frühstück zurück.

Inzwischen aßen und tranken der König und die Prinzessin Brot und Wein und die Prinzessin hatte mit Curdies Hilfe das Zimmer so ordentlich hergerichtet, wie sie konnte – sie wurden von den Dienern schrecklich vernachlässigt. Und jetzt machte sich Curdie daran, den König zu interessieren und zu unterhalten und ihn davon abzubringen, zuviel nachzudenken, damit er je eher desto besser denken konnte. Auf die Bitte Seiner Majestät begann er bald beim Anfang und erzählte ihm alles, woran er sich aus seinem Leben erinnern konnte, von seinen Eltern und ihrem Häuschen auf dem Berg, vom Inneren des Berges und von der Arbeit dort, und von den Kobolden und seinen Abenteuern mit ihnen.

Als er dahin kam, wie er die Prinzessin und ihre Kinderfrau fand, als sie von der Dämmerung auf dem Berg ereilt worden waren, übernahm Irene diesen Teil und erzählte alles dazu von sich, und dann nahm Curdie den Faden wieder auf und so fuhren sie fort, indem jeder den Teil einfügte, den der andere nicht kannte, und hielten so das Band der Erzählung am Laufen und der König hörte mit verwunderten und entzückten Ohren zu: erstaunt, daß das, was er so mangelhaft verstehen konnte, dennoch so gut von den Lippen zweier Erzähler zusammenpaßte.

Schließlich kam Curdie in der Erzählung mit der Mission, die ihm die wundervolle Prinzessin aufgetragen hatte, und mit den folgenden Abenteuern zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Darauf herrschte ein Schweigen und Irene und Curdie dachten, der König schlafe. Aber er war weit davon entfernt; er dachte über vieles nach. Dann sagte er nach einer langen Pause:

„Nun, meine Kinder, bin ich endlich gezwungen, viele Dinge zu glauben, die ich nicht verstehen konnte und noch nicht verstehe – Dinge, die ich gehört habe und manchmal sehe, so oft ich das Haus meiner Mutter besucht habe. Zum Beispiel hörte ich einmal meine Mutter zu ihrem Vater sagen – sie sprach von mir – ‚Er ist ein guter, braver Junge, aber er wird ein alter Mann sein, ehe er versteht‘, und mein Großvater antwortete: ‚Verlier nicht den Mut, Kind; meine Mutter wird sich um ihn kümmern.‘ Ich habe oft an ihre Worte gedacht und daneben an viele seltsame Dinge, die ich in diesem Haus gesehen und gehört habe, aber weil ich sie nicht verstehen konnte, habe ich es nach und nach aufgegeben, an sie zu denken. Und tatsächlich hatte ich sie fast vergessen, bis du, mein Kind, als du an jenem Tag von der Königin Irene und ihren Tauben sprachst und was du in ihrem Dachboden gesehen hattest, sie alle als eine vage Masse zurück in meinen Sinn brachtest. Aber jetzt kommen sie ständig zurück zu mir, eins nach dem anderen, jedes für sich, und ich werde einfach ruhig sein und hier ganz still liegen und an sie alle denken, bis es mir wieder gut geht.“

Was er meinte, konnten sie nicht ganz verstehen, aber sie sahen deutlich, daß es ihm schon besser ging.

„Packt meine Krone weg,“ sagte er. „Ich habe es satt, sie anzuschauen, und auch keine Angst mehr um ihre Sicherheit.“

Sie packten sie zusammen weg, zogen sich vom Bett zurück und ließen ihn in Ruhe.

## Kapitel 25

### Die Rächer

Jetzt war nichts von Dr. Kelman zu befürchten, aber als der Abend näher kam, dachte Curdie besorgt daran, daß an diesem Tag nicht eine Seele, die zum Hof gehörte, den König besuchen kam oder fragte, wie es ihm ging. Er befürchtete einen entschlossenen Anschlag auf die eine oder andere Weise. Er hatte eine Stelle im Gemach gefunden, zu der er sich zurückziehen konnte, wenn jemand sich näherte, und von wo er aufpassen konnte, aber er mußte nicht ein einziges Mal dort Zuflucht suchen.

Gegen Abend schlief der König ein. Curdie dachte immer besorgter an den Moment, an dem er den König und die Prinzessin wieder für ein Weilchen alleinlassen mußte. Immer tiefer fielen die Schatten. Niemand kam, um die Lampe anzuzünden. Die Prinzessin zog ihren Stuhl dicht zu Curdie; ihr wäre es lieber, daß es nicht so dunkel war, sagte sie. Vor irgend etwas hatte sie Angst – wovon, konnte sie nicht sagen, noch konnte sie irgendeinen Grund für ihre Furcht angeben, außer daß alles so schrecklich still war.

Als es ungefähr eine Stunde dunkel war, meinte Curdie, Lina könnte zurück sein, und dachte sich, je eher er gehe, desto geringer sei die Gefahr eines Anschlags, während er fort war. Das Risiko, daß seine Anwesenheit entdeckt wurde, war zweifellos größer, aber die Situation steuerte auf eine Krise zu, die bewältigt werden mußte. Deshalb sagte er der Prinzessin, alle Türen des Schlafzimmers abzuschließen und niemanden hereinzulassen; dann griff er seine Hacke und mit einem Lauf hier und einem Halt in Deckung dort erreichte er sicher die Tür an der Treppe zum Keller. Zu seiner Überraschung fand er sie verschlossen und der Schlüssel fehlte. Da war keine Zeit zum Überlegen. Er tastete, wo das Schloß war und versetzte ihm einen gewaltigen Schlag mit der Hacke. Es dauerte nur eine Sekunde, die Tür aufzustoßen. Jemand legte ihm die Hand auf den Arm.

„Wer ist das?“ sagte Curdie.

„Ich habe Ihnen ja gesagt, sie würden mir nicht glauben, Sir,“ sagte das Hausmädchen. „Ich bin den ganzen Tag hiergewesen.“

Er ergriff ihre Hand und sagte: „Du bist ein gutes, tapferes Mädchen. Komm jetzt mit mir mit, sonst sperren dich deine Feinde wieder ein.“

Er brachte sie in den Keller, verschloß die Tür, zündete ein Stückchen Kerze an, gab ihr ein bißchen Wein, sagte ihr zu warten, bis er kam, und ging zum Hinterausgang hinaus.

Schnell schwang er sich hinauf in das Verlies. Lina hatte das Ihrige getan. Der Raum wimmelte von Kreaturen – Tiergestalten wilder und grotesker, als sie jemals in Alpträumen tobten. Dicht beim Loch, auf sein Kommen wartend, mit den grünen Augen die Kluft unten durchbohrend, hatte sich Lina gerade hingelegt, als er erschien. Überall in dem Gewölbe und den Abfallhaufen hoch lagen und standen und kauerten die neun- undvierzig, deren Freundschaft Lina im Wald erobert hatte. Sie drängten sich alle um Curdie.



Er mußte sie in den Keller schaffen, so schnell er konnte. Als er aber auf die Größe einiger von ihnen schaute, befürchtete er, es werde eine langwierige Angelegenheit sein, das Loch ausreichend zu vergrößern, um sie durchzulassen. Er stürzte sich darauf und schlug kräftig mit der Hacke auf den Rand. Gleich beim ersten Schlag ertönte ein Plätschern des Wassers unten, aber ehe er noch den dritten Schlag machen konnte, stieß ihn ein Geschöpf ähnlich einem Tapir, außer daß die Greifspitze seines Rüssels hart wie der Stahl von Curdies Hammer war, sanft beiseite, wodurch es Platz für eine andere Kreatur machte, die einen Kopf wie eine große Keule hatte, mit dem sie anfang, furchtbar kraftvoll und laut auf den Boden zu schlagen. Nach rund einer Minute dieser Attacke kam der Tapir wieder, schob Keulenkopf beiseite und indem er seinen eigenen Kopf in das Loch steckte, begann er, an dessen Seiten mit dem Finger seiner Nase zu nagen, auf solche Weise, daß die Fragmente in einem stetigen Schauer ins Wasser fielen. In wenigen Minuten war die Öffnung groß genug für die größte Kreatur unter ihnen, um hindurchzukommen.

Als nächstes kam die Schwierigkeit, sie hinunterzulassen; manche waren ganz leicht, aber die Hälfte von ihnen war zu schwer für das Seil, um nicht zu sagen für seine Arme. Die Kreaturen selbst schienen zu rätseln, wohin oder wie sie weitersollten. Eine nach der anderen kam herbei, schaute durch das Loch hinunter und wich zurück. Curdie dachte, wenn er Lina hinunterließe, wäre das vielleicht ein Hinweis; möglicher Weise sahen sie nicht die Öffnung auf der anderen Seite. Er machte es und Lina stand dort und beleuchtete den Eingang des Gangs mit ihren strahlenden Augen.

Die Kreaturen schauten wieder eine nach der anderen und eine nach der anderen wich zurück, wobei jede zur Seite trat, um auf die nächste zu blicken, als wollte sie sagen: „Jetzt schau du mal.“ Schließlich war die Schlange mit dem langen Körper, den vier kurzen Beinen hinten und den kleinen Flügeln vorn an der Reihe. Kaum hatte sie den Kopf durchgesteckt, als sie ihn weiter durchsteckte – und weiter und noch weiter, bis kaum mehr als ihre Beine im Verlies waren. Mittlerweile hatte sie Kopf und Hals in den Gang neben Lina geschafft. Dann machten ihre Beine ein großes Gewackel und einen Satz und sie fiel so weit, wie es für sie noch war, kopfüber in den Gang.

„Das ist alles sehr schön für dich, Frau Beinschlange!“ dachte Curdie bei sich, „aber was soll mit dem Rest gemacht werden?“

Er hatte jedoch kaum Zeit, es zu überlegen, bevor der Kopf der Kreatur wieder durch den Boden erschien. Sie packte die Eisenstange, an die Curdies Seil gebunden war, fest mit den Zähnen und setzte sie sicher über den schmalsten Teil der unregelmäßigen Öffnung. Die durchgängige Härte der Zähne bei den Geschöpfen machte Curdie deutlich, daß sie alle zu der einen oder anderen Zeit Kreaturen der Bergwerke gewesen sein mußten.

Er sah sofort, worauf dieses Geschöpf aus war. Das Biest hatte seine Füße fest auf den Boden des Gangs gepflastert und streckte seinen langen Körper hoch und über die Kluft, um eine Brücke für die anderen zu bilden. Curdie stieg sofort auf seinen Nacken, schlang die Arme um es, so weit sie reichten, und glitt leicht und sicher hinunter, wobei die Brücke sich ein bißchen bog, als sein Gewicht darüber glitt. Aber er dachte, manche der Kreaturen würden die Zähne der Beinschlange strapazieren.

Eine nach der anderen folgten die Kuriositäten und rutschten sicher nach unten. Als alle gelandet zu sein schienen, zählte Curdie sie: da waren es achtundvierzig. Er ging wieder das Seil hoch und fand eins, das Angst hatte, sich der Brücke anzuvertrauen, und kein Wunder! denn es hatte weder Beine noch Kopf noch Arme oder Schwanz; es war einfach nur ein rundes Ding, ungefähr dreißig Zentimeter im Durchmesser, mit Nase und Mund und Augen auf einer Seite der Kugel. Es hatte die Reise gemacht, indem es so schnell rollte, wie die flinkesten unter ihnen rennen konnten. Da der Rücken der Beinschlange nicht flach war, konnte die Kugel sich nicht recht zutrauen, gerade zu rollen und nicht in den Abgrund zu fallen. Curdie nahm sie in die Arme und sowie er durch das Loch hinunter schaute, richtete sich die Brücke wieder auf und er glitt mit Kugelkörper an der Brust sicher in den Gang.

Als erstes lief er in den Keller, um das Mädchen zu warnen, sie solle sich nicht vor den Rächern der Schlechtigkeit fürchten. Dann rief er Lina zu, ihre Freunde herzubringen.

Einer nach dem anderen kam herein, bis der Keller voll von ihnen zu sein schien. Das Hausmädchen betrachtete sie ohne Furcht.

„Sir,“ sagte sie, „bei den Pagen gibt es einen, den ich für keinen üblen Burschen halte.“

„Dann behalte ihn in deiner Nähe,“ sagte Curdie. „Und kannst du mir einen Weg zum Gemach des Königs zeigen, der nicht durch den Dienstbotensaal führt?“

„Es gibt einen Weg durch das Zimmer des Obersten der Garde,“ antwortete sie, „aber er ist krank und liegt im Bett.“

„Bring mich dort entlang,“ sagte Curdie.

Mit vielen Hinauf und Hinunter und Windungen und Abbiegungen brachte sie ihn zu einem schwach beleuchteten Zimmer, wo ein bejahrter Mann lag und schlief. Sein Arm befand sich außerhalb der Bettdecke und Curdie ergriff im Vorbeigehen kurz seine Hand. Sein Herz schlug vor Freude, denn er fand eine gute, ehrliche, menschliche Hand.

„Ich vermute, daß er deshalb krank ist,“ sagte er sich.

Es war jetzt kurz vor Abendessenszeit und als das Mädchen an der Tür zum Gemach des Königs stehenblieb, sagte ihr Curdie, den Dienstboten noch eine Warnung zukommen zu lassen.

„Sag, daß der Bote dich geschickt hat,“ sagte er. „Ich werde sehr bald bei dir sein.“

Der König schlief noch. Curdie sprach ein paar Minuten mit der Prinzessin, sagte ihr, keine Angst zu haben, welchen Lärm sie auch immer hörte, sondern nur das Zimmer verschlossen zu halten, bis er kam, und verließ sie.

## Kapitel 26

### Die Rache

Als das Mädchen zum Dienstbotensaal kam, saßen sie beim Abendessen. Ein lauter, verworrener Aufschrei ertönte, als sie eintrat. Niemand machte Platz für sie; alle starrten mit unfreundlichen Augen. Ein Page, der in der nächsten Minute durch eine andere Tür hereinkam, trat an ihre Seite.

„Wo kommst *du* den her, du Luder?“ rief der Butler und schlug die Faust mit lautem Knall auf den Tisch. Er war Wein holen gegangen, hatte die Tür aufgebrochen und die Kellertür verschlossen gefunden, hatte kehrtgemacht und war geflohen. Unter seinen Kumpanen jedoch hatte er soviel Mut, wie er besaß, wiedererlangt.

„Aus dem Keller,“ erwiderte sie. „Der Bote hat die Tür aufgebrochen und mich wieder zu euch gesandt.“

„Der Bote! Pah! Welcher Bote?“

„Derselbe, der mich gesandt hatte, euch zum Bereuen aufzufordern.“

„Was! Willst du immer noch damit herumblödeln? Hattest du nicht genug davon?“ rief der Butler voller Wut, sprang auf und näherte sich drohend.

„Ich muß tun, was mir gesagt wird,“ sagte das Mädchen.

„Warum tust du nicht, was *ich* dir sage, und hältst den Mund!“ sagte der Butler. „Wer will schon deine Predigten? Wenn irgend jemand hier irgend etwas zu bereuen hat, ist das nicht genug – und mehr als genug für ihn –, sondern du mußt kommen und davon ein Aufheben machen und es aufrühren, bis sich kein Tropfen Ruhe in ihm absetzt? Komm mit, junge Frau; wir werden sehen, ob wir nicht im Haus ein Türschloß finden, das dir Einhalt gebietet.“

„Hände weg. Mr. Butler!“ sagte der Page und trat dazwischen.

„Oho!“ rief der Butler und zeigte mit seinem fetten Finger auf ihn. „Du bist das, nicht wahr, mein sauberes Bürschchen! Also du bist es, der mit ihr die Dummheiten macht, ja?“

Der junge Mann antwortete nicht, sondern stand nur da, die blitzenden Augen auf ihn gerichtet, bis der Butler, der immer wütender wurde, sich aber keinen Schritt näher wagte, mit grober, aber bebender Autorität ausrief:

„Verlaßt das Haus, ihr beide! Verschwindet, sonst lasse ich den Herrn Verwalter zu euch sprechen. Eure Vorgesetzten bedrohen, also wirklich! Hinaus aus dem Haus mit euch und zeigt uns die Art, von der ihr zu uns redet!“

Zwei oder drei Lakaien standen auf und stellten sich hinter ihn.

„Sagen Sie nicht, daß *ich* Sie bedrohe, Herr Butler,“ protestierte das Mädchen hinter dem Pagen. „Der Bote hat gesagt, ich solle es euch nochmals mitteilen und euch eine weitere Chance geben.“

„Hat der *Bote* besonders mich erwähnt?“ fragte der Butler und schaute dem Pagen unsicher ins Gesicht.

„Nein, Sir,“ sagte das Mädchen.

„Das dachte ich mir! Ich würde ihn gern hören!“

„Dann hören Sie ihn jetzt,“ sagte Curdie, der in diesem Moment in der gegenüberliegenden Ecke des Saales erschien. „Ich spreche besonders von dem Butler, wenn ich sage, daß ich mehr Böses von ihm weiß als von allen übrigen. Er will weder sein eigenes Gewissen noch meine Botin zu sich sprechen lassen: deshalb spreche ich selbst. Ich rufe ihn zu einem Schurken aus und zu einem Verräter Seiner Majestät des Königs. Aber wieviel besser ist jeder von euch, der nur für sich selbst sorgt, ißt, trinkt, gutes Geld nimmt und dafür schlechten Dienst leistet, das Eigentum des Königs stiehlt und verschwendet und den Palast, der ein Beispiel für Ordnung und Mäßigkeit sein sollte, zu einer Schande für das Land macht?“

Für einen Moment standen alle schweigend da, überrascht von dieser kühnen Rede eines Fremden. Wohl sahen sie an der Hacke auf seiner Schulter, daß er nichts als ein Bergarbeiterjunge war, der aber dennoch für einen Moment die Wahrheit sprach. Dann platzte ein großes brüllendes Gelächter aus dem größten der Lakaien heraus, während er sich einen Weg durch die Menge zu Curdie bahnte.

„Ja, ich habe recht,“ rief er. „Das habe ich mir gleich gedacht! Dieser *Bote*, fürwahr, ist nichts als ein Galgenvogel – ein Bursche, den der Stadtmarschall hängen wollte, aber es unglücklicherweise aufschob, um ihn genug hungern zu lassen, damit am Seil zu sparen und ihn mit einem Bindfaden zu erdrosseln. Er ist aus dem Gefängnis ausgebrochen und hier predigt er!“

Während er sprach, streckte er seine große Hand aus, um Curdie zu packen. Der faßte sie mit der linken Hand und hob die Hacke mit der rechten. Als er jedoch nichts Schlimmeres fand als einen Ochsenhuf, hielt er an sich, trat ein paar Schritte zurück, nahm die Hacke in die linke Hand und versetzte dem Lakai einen wenig kräftigen Schlag auf die Schulter. Der Arm des Lakaien fiel an dessen Seite herunter; er brüllte kurz auf und zog sich zurück.

Seine Kollegen bedrängten Curdie. Manche riefen nach den Hunden, andere fluchten; die Frauen schrien; die Lakaien und Pagen umringten ihn in einem Halbkreis, den er daran hinderte, sich zu schließen, indem er seine Hacke schwang und hier und da mit einem Schlag drohte.

„Wer gesteht, in diesem Haus irgend etwas Unrechtes getan zu haben, wie gering auch immer, wie schwer auch immer, und beabsichtigt, sich zu bessern, soll zu dieser Ecke des Raums kommen,“ rief er.

Keiner rührte sich außer dem Pagen, der an der Wand entlang zu ihm ging.

„Da! Seht mal! Schaut euch den Sünder an! Er gesteht! Gesteht tatsächlich! Komm, was hast du gestohlen? Der unverschämte Heuchler! Da hast du deine Sorte, derentwegen du andere Leute tadelst! Wo ist jetzt die andere?“

Aber das Hausmädchen hatte den Raum verlassen und sie ließen den Pagen passieren, weil er zu gefährlich aussah, um ihn anzuhalten. Curdie hatte ihn gerade zwischen sich und der Wand hinter der Tür postiert, als der Butler mit dem riesigen Schüreisen aus der Küche hereineilte, dessen Spitze er im Feuer rotglühend geblasen hatte, gefolgt vom Koch mit seinem längsten Bratspieß. Durch die Menge, die vor ihnen nach rechts und links auseinanderstob, kamen sie auf Curdie zugestürzt. Indem er einen schrillen Pfiff ausstieß, versetzte er dem Schürhaken einen Hieb mit der Hacke, so daß er die heiße Spitze gen Boden schlug, während der

Page hinter ihm vorwärts sprang, die Spitze des Bratspießes packte und ihn mit beiden Händen festhielt und der Koch den Pagen blindwütig mit Tritten traktierte.

Ehe der Butler den Schürhaken wieder heben oder der Koch den Spieß wiedererlangen konnte, stürmte Lina in den Raum mit einem Brüllen, um Toten Angst einzujagen, und mit Augen, die wie Kerzen flammten. Sie ging geradewegs den Butler an. Er war im Nu unten und sie auf ihm, wobei sie mit dem Schwanz wie eine Löwin über ihm wedelte.

„Mach ihn nicht tot, Lina,“ sagte Curdie.

„Ach, Mr. Bergmann!“ rief der Butler.

„Stell den Fuß auf seinen Mund, Lina,“ sagte Curdie. „Die Wahrheit, die Furcht spricht, ist nicht viel besser als ihre Lügen.“

Die übrigen Kreaturen kamen jetzt staksend, rollend, springend, gleitend, holpernd in den Raum und jede nahm, wenn sie hereinkam, den nächsten Platz entlang der Wand ein, bis alle, gewichtig und grotesk, aufgereiht dastanden und Befehle erwarteten.

Und jetzt stahlen sich einige der Übeltäter zu den Türen, die ihnen am nächsten waren. Curdie flüsterte den beiden Geschöpfen neben sich etwas zu. Los zog Kugelkörper, rollte und hüpfte wie eine ermattete Kanonenkugel durch die Menge und als die vordersten die Tür zum Flur erreichten, lag er dort grinsend an ihrem Fuß; zur anderen Tür wuselte ein Skorpion, groß wie ein riesiger Krebs. Der Rest stand so still da, daß manche anfangen zu denken, daß es nur Jungen waren, verkleidet, um schrecklich auszusehen; sie redeten sich ein, daß sie nur ein weiterer Teil des rachsüchtigen Plans des Hausmädchens und des Pagen waren, und ihre bösen Geister begannen sich wieder zu regen. Inzwischen hatte Curdie durch einen zweiten starken Schlag mit dem Hammer seiner Hacke den Koch kampfunfähig gemacht, so daß dieser stöhnend den Spieß losließ. Curdie wandte sich jetzt an die Rächer.

„Geht auf sie los,“ sagte er.

Die gesamten Neunundvierzig gehorchten sofort, jeder für sich und auf seine Weise. Es folgte eine Szene der Konfusion und des Terrors. Die Menge zerstob wie ein Tanz von Fliegen. Die Kreaturen waren instruiert worden, nicht zu sehr wehzutun, aber unentwegt zu jagen, bis jeder aus dem Haus davongestürzt war. Die Frauen kreischten und rannten hierhin und dorthin durch den Saal, jede von ihrem eigenen Horror verfolgt, während im Vorbeirennen andere Geschöpfe nach ihnen schnappten. Wenn sich eine in hysterischer Verzweiflung hinwarf, wurde sie sofort gestoßen oder gekratzt oder wieder beknabbert.

Obwohl sie zuerst genauso geängstigt waren, rannten die Männer nicht so schnell, und als nach und nach manche fanden, daß sie nur angestarrt und verfolgt und geschubst wurden, nahmen sie wieder ihren Mut zusammen und mit dem Mut kam die Unverfrorenheit. Der Tapir hatten den großen Lakai übernommen: der Bursche stand stocksteif da und ließ das Biest auf sich zukommen, dann streckte er den Finger aus und tätschelte spielerisch dessen Nase. Der Tapir machte mit ihr eine kleine Drehung und der Finger lag auf dem Boden. Da rannte der Lakai tatsächlich.

Nach und nach wurden die Rächer strenger und die Schrecken der Einbildung gaben rasch ihrer sinnlichen Erfahrung statt, als ein Page, der eine der Türen nicht länger bewacht sah, zu ihr sprang und hinausrannte. Ein weiterer und noch einer folgten. Kein Biest lief hinterher, bis, einer nach dem anderen, alle aus dem Saal hinaus waren und die ganze Bande sich in der Küche befand.

Dort fingen sie an, sich zu beglückwünschen, daß alles vorbei sei, als die Kreaturen hinter ihnen hereingeströmt kamen und der zweite Akt des Schreckens und der Pein begann. Sie wurden in alle Richtungen geschleudert; ihre Kleider wurden ihnen vom Leib gerissen; sie wurden überall gekniffen und gekratzt; Kugelkörper fuhr fort, auf sie und über sie zu rollen, wobei er seine Aufmerksamkeit auf niemanden im besonderen beschränkte; der Skorpion schnappte mit seinen riesigen Scheren weiter nach ihren Beinen; ein einen Meter langer Tausendfüßler schraubte sich an ihren Körpern hoch, wobei er sie beknabberte; so verschieden wie zahlreich waren ihre Nöte. Es dauerte nicht lange, bis der letzte von ihnen aus der Küche in den Spülraum geflohen war.

Aber auch dorthin wurden sie verfolgt und wieder herumgejagt. Sie wurden mit dem Schmutz ihrer Vernachlässigungen bespritzt; sie wurden in das stinkende Wasser getaucht, in dem Gemüse gekocht worden war; sie wurden mit ranzigem Bratenfett beschmiert; ihre Gesichter wurden in Maden gerieben: ich wage es nicht, alles zu berichten, was mit ihnen gemacht wurde. Schließlich gelang es ihnen, die Tür zu einem Hinterhof zu öffnen, und sie eilten hinaus. Da erst merkten sie, daß der Wind heulte und es in Strömen regnete. Aber selbst dort gab es kein Ausruhen für sie. Auch dorthin folgten ihnen die unerbittlichen Rächer und die einzige Tür hier war eine aus dem Palast hinaus: dort hinaus wurde jeder einzelne von ihnen getrieben und, manche stehend, manche liegend, manche kriechend, den weiteren Stößen der Wassergüsse und Wirbelwinde überlassen, die jede Straße der Stadt durchtobten. Hinter ihnen wurde die Tür zugeworfen und sie hören, wie sie vor ihnen verschlossen, verriegelt und verrammelt wurde.

## Kapitel 27

### Mehr Rache

Sobald sie weg waren, brachte Curdie die Kreaturen zurück in den Dienstbotensaal und sagte ihnen, alles auf dem Tisch aufzuessen. Es war ein Anblick, sie alle um den Tisch herum stehen zu sehen – außer denen, die auf ihn steigen mußten –, essen und trinken, jeder auf seine Weise, ohne ein Lächeln oder ein Wort oder ein Aufblitzen von Kameradschaft. Ganz wenige Augenblicke genügten, um alles Eßbare verschwinden zu lassen, und dann forderte Curdie sie auf, das Haus zu reinigen, und den Pagen, der daneben stand, ihnen zu helfen.

Jeder nahm es in Angriff außer Kugelkörper; er konnte nichts reinigen, denn je mehr er rollte, desto mehr verbreitete er den Schmutz. Curdie hätte gern gewußt, was er gewesen war und wie er dazu kam, so zu sein, wie er war, aber er konnte nur spekulieren, daß er ein gefräßiger Ratsherr gewesen war, den die Natur homöopathisch behandelt hatte.

Und jetzt geschah solch ein Säubern und Entrümpeln von vernachlässigten Stellen, solch ein Vergraben und Verbrennen von Abfall, solch ein Spülen von Krügen, solch ein Putzen von Spülbecken und solch ein Durchspülen von Abflüssen, das die Augen aller wahren Hauswirtschafterinnen und Liebhaber von Sauberkeit allgemein entzückt hätte.

Währenddessen war Curdie beim König und berichtete ihm alles, was er getan hatte. Sie hatten etwas Lärm gehört, aber nicht viel, denn Curdie hatte die Rächer angewiesen, Geschrei so weit wie möglich zu unterdrücken, und sie hatten dafür gesorgt, daß je mehr einer schrie, desto mehr er Grund zum Schreien hatte, während sie den Geduldigen kaum wehtaten.

Nachdem er Seiner Majestät und Ihrer Königlichen Hoheit ein gutes Frühstück versprochen hatte, ging Curdie jetzt daran, die Sache zu Ende zu bringen. Er mußte sich mit den Hofschranzen befassen. Mit ein paar, die die schlimmsten waren, und mit den Anführern der übrigen mußte ein Exempel statuiert werden; die anderen waren auf die Straße zu treiben.

Er fand die Häuptlinge der Verschwörung in dem kleinen Raum neben dem Saal, wo sie eine abschließende Beratung abhielten. Es waren der Lordkämmerer, der Kronanwalt, der Oberstallmeister und der Privatsekretär des Königs; der Lordkanzler und der Rest, so dumm wie treulos, waren nur Werkzeuge.

Das Hausmädchen hatte ihm ein kleines Gefäß gezeigt, das sich von einem hinteren Flur aus öffnen ließ, wo er alles mithören konnte, das in diesem Zimmer geschah, und jetzt hörte Curdie genug, um zu wissen, daß sie beschlossen hatten, mitten in dieser Nacht, eher in tiefster Dunkelheit als kurz vor dem Morgen, eine bestimmte Kompanie Soldaten in den Palast zu holen, den König zu beseitigen, die Prinzessin in Gewahrsam zu nehmen, den plötzlichen Tod Seiner Majestät zu verkünden, das Testament, das sie aufgesetzt hatten, als das seine zu verlesen und hinfort ungeniert das Land zu regieren und dies mit Folgen: sie würden sofort höhere Steuern erheben und mit dem mächtigsten ihrer Nachbarn einen Streit vom Zaun brechen. Als alles

geregelt war, kamen sie überein, sich zurückzuziehen und zuerst ein paar Stunden ruhigen Schlaf zu haben – alle außer dem Sekretär, der aufbleiben und sie im richtigen Zeitpunkt rufen sollte. Curdie bewilligte ihnen eine halbe Stunde, um ins Bett zu gehen, und machte sich dann daran, seine Säuberung des Palastes zu vervollständigen.

Als erstes rief er Lina und machte die Tür zu dem Zimmer auf, in dem der Sekretär saß. Sie schlich hinein und legte sich gegen die Tür. Als der Sekretär aufstand, um sich die Beine zu vertreten, und ihre Augen erblickte, stand er starr vor Entsetzen da. Sie machte weder eine Bewegung noch einen Laut. Mut fassend und dieses Ding für eine geisterhafte Illusion haltend, machte er einen Schritt vorwärts. Sie zeigte ihre anderen Zähne mit einem Knurren weder mehr als hörbar noch weniger als schrecklich. Der Sekretär sank ohnmächtig auf einen Stuhl. Er war kein mutiger Mann und überdies war sein Gewissen zum Feind übergelaufen und saß bei Lina an der Tür.

Zur nächsten Tür, der des Lordkammerers, führte Curdie die Beinschlange und ließ sie hinein.

Nun hatte Seine Lordschaft für sich ein Bettgestell bauen lassen, reizend geformt aus Stangen von vergoldetem Silber; auf ihm fand ihn die Beinschlange schlafend vor und kroch unter das Bett. Aber sie kam auf der anderen Seite hervor und kroch als nächstes darüber und wieder darunter und darüber, darunter, darüber, fünf- oder sechsmal, und ließ jedesmal eine Windung von sich zurück, bis sie sacht ihre ganze Länge um den Lordkammerer und sein Bett gewickelt hatte. Damit fertig, hob sie den Kopf, schaute mit gebogenem Hals direkt auf Seine Lordschaft und begann, ihm ins Gesicht zu zischen.

Er erwachte in unaussprechlichem Terror und wäre aufgesprungen, aber sobald er sich rührte, zog die Beinschlange ihre Schlingen fester und noch fester, bis der bebende Verräter die Fugen seines Bettgestells knirschen und knarren hörte. Bald redete er sich ein, daß es nur ein gräßlicher Albtraum war, und begann mit aller Kraft, ihn abzuschütteln. Daraufhin verpaßte die Beinschlange seiner Hakennase solch einen Biß, daß sich ihre Zähne durch sie hindurch trafen – aber die Nase war kaum dicker als eine Löffelschale, und da wußte der Geier, daß er im Griff seiner Feindin, der Schlange war, und fügte sich.

Sobald er ruhig war, begann die Beinschlange, sich mit den seltsamsten Biegungen und Windungen zu lösen und wieder festzuziehen, sich abzuwickeln und aufzuwickeln, sich zu drehen und zu schwingen, sich zu verknoten und zu lockern, wobei sie jedoch immer mindestens eine Schlinge um ihr Opfer beibehielt. Endlich löste sie sich völlig und kroch vom Bett. Da erst entdeckte der Lordkammerer, daß seine Peinigerin das Bettgestell samt Beinen und Baldachin so um ihn verbogen und verdreht hatte, daß er in einen silbernen Käfig gesperrt war, aus dem er unmöglich einen Weg hinaus finden konnte. Weil er dachte, seine Feindin sei fort, fing er abermals an, um Hilfe zu rufen. Aber sobald er den Mund aufmachte, schoß seine Wächterin auf ihn zu und biß ihn, und nach drei oder vier solcher Versuche lag er still da.

Den Oberststallmeister überantwortete Curdie dem Tapir. Als der Soldat ihn hereinkommen sah – denn er schlief noch nicht –, sprang er vom Bett und stürzte sich mit seinem Schwert auf ihn. Aber die Haut der Kreatur war für seine Schläge unverwundbar und der Tapir pickte mit der Rüsselnase an seinen Beinen, bis



er stöhnend wieder ins Bett hüpfte und sich zudeckte; danach gab sich der Tapir damit zufrieden, den Zehen des Mannes ab und zu einen Besuch abzustatten.

Was den Kronanwalt betraf, so führte Cürdie an seine Tür eine riesige Spinne mit einem Körper von mehr als einem halben Meter Länge, der nach einem exzellenten Abendessen voll von Spinnweben war. Der Kronanwalt war noch nicht ins Bett gegangen, sondern saß schlafend auf einem Stuhl vor einem großen Spiegel. Er hatte die Wirkung eines großen diamantenen Sterns ausprobiert, den er am Morgen aus dem Juwelerraum genommen hatte. Als er aufwachte, hielt er sich für gelähmt; jedes Glied, sogar jeder Finger war bewegungslos: Schlingen über Schlingen aus breitem Spinnenband fesselten seine Glieder an seinen Körper und alles an den Stuhl. Im Spiegel sah er sich von unendlicher Unfreiheit umwunden. Auf einer Fußbank einen Meter entfernt saß die Spinne und starrte ihn an.

Keulenkopf hatte den Butler bewacht, wo dieser, an Händen und Füßen gefesselt, unter dem dritten Weinfäß lag. Er hatte gesehen, wie der Wein aus diesem Faß in eine große Badewanne geflossen war, und erwartete, darin ertränkt zu werden. Der Arzt mit seinem zerschmetterten Bein brauchte niemanden zur Bewachung.

Und jetzt ging Curdie daran, den Rest zu vertreiben. Bedeutende Männer oder Untergeordnete – er behandelte alle gleich. Von Zimmer zu Zimmer ging er durchs Haus und nahm den Mann, ob er schlief oder wach war, bei der Hand. Derart war der Zustand, auf den ein Jahr übler Herrschaft die moralische Verfassung des Hofstaats reduziert hatte, daß Curdie insgesamt nur drei mit menschlichen Händen fand. Deren Besitzern erlaubte er, sich anzukleiden und in Frieden fortzugehen. Als sie seine Mission begriffen und sahen, wie er unterstützt wurde, fügten sie sich.

Dann begann eine allgemeine Jagd, um das Haus vom Gesindel zu säubern. Heraus aus ihren Betten in ihrer Nachtkleidung, heraus aus ihren Zimmern, prachtvollen Gemächern oder Dachbodenwinkeln, jagten die Kreaturen sie. Niemand durfte entkommen. Es gab wenig Tumult und Lärm, denn die Furcht war zu groß für Geschrei. Sie überall aufstöbernd, ihnen hinauf und hinunter folgend, keinen Augenblick des Ausruhens gewährend außer auf dem Weg nach draußen, verfolgten die Rächer die Übeltäter, bis der letzte von ihnen außerhalb der Palasttore schlotterte und kaum genug bei Sinnen war, um zu wissen, wohin er sich wenden konnte.

Als sie nach einer Unterkunft suchten, fanden sie jedes Gasthaus voll mit den Dienstboten, die vor ihnen hinausgeworfen worden waren, und nicht einer wollte seinen Platz einem Vorgesetzten überlassen, der plötzlich mit ihm gleichgemacht war. Die meisten Häuser lehnten es ab, sie hereinzulassen wegen der Schlechtigkeit, für die solche Bestrafung über sie verhängt wurde, und nicht wenige wären die ganze Nacht auf der Straße gelassen worden, hätte nicht Derba, aufgestört vom vergeblichen Flehen an den Türen der beiden Nachbarhäuser, ihres geöffnet und ihnen alles überlassen. Der Lordkanzler war nur zu froh, eine Matratze mit einem Stallburschen zu teilen und seine nackten Füße unter dessen Jacke zu stecken.

Am Morgen erschien Curdie und die Ausgestoßenen waren in panischem Schrecken, weil sie dachten, er sei wieder hinter ihnen her. Aber er nahm keine Notiz von ihnen; sein Zweck war, Derba zu bitten, in den Palast

zu gehen: der König bedurfte ihrer Dienste. Sie brauchte sich nicht um ihr Häuschen zu kümmern; sie war des Königs Schloßherrin über Männer und Mädchen seines Haushalts. Und an diesem Morgen mußte sie Seiner Majestät ein schönes Frühstück bereiten.

## Kapitel 28

### Der Prediger

Durch die Stadt liefen wellenförmig verschiedene Berichte darüber, was im Palast geschehen war. Die Leute versammelten sich und starrten auf das Haus, beäugten es, als wäre es in der Nacht aus dem Boden geschossen. Aber es sah geruhsam genug aus, indem es geschlossen und still blieb wie ein Haus, das tot war. Man sah niemanden herauskommen oder hineingehen. Aus ein paar Schornsteinen stieg Rauch auf; es gab kein weiteres Lebenszeichen. Es dauerte eine Weile, bis allgemein begriffen wurde, daß die höchsten Amtsträger ebenso wie die niedrigsten Dienstboten mit Schimpf und Schande hinausgeworfen worden waren: denn wer sollte einen Lordkanzler im Nachthemd erkennen? Und welcher Lordkanzler würde so bekleidet seinen Rang und sein Amt kundtun? Bevor es Tag wurde, schlichen die meisten Hofschranzen zum Fluß hinunter, mieteten Boote und machten sich zu ihren Anwesen oder Freunden auf dem Land davon. In der Stadt wurde vermutet, daß die Domestiken wegen der plötzlichen Entdeckung allgemeiner und unverzeihlicher Veruntreuung entlassen worden waren; denn da fast jeder geringfügiger Unehrllichkeit selbst schuldig war, war sie das am meisten bereitwillig geglaubte und am wenigsten bereitwillig ignorierte Verbrechen in Gwyntystorm.

Nun war am selben Tag Religionstag und nicht wenige aus der Geistlichkeit, immer froh, jedes vorbeikommende Ereignis zu ergreifen, um dem langweiligen und monotonen Mahlen ihrer geistigen Mühlen Interesse zu verleihen, machten dieses bemerkenswerte Vorkommnis zur Grundlage der Predigten in ihren Gemeinden. Der Erste Priester des großen Tempels, wo sich die königliche Kirchenbank befand, der sich wegen seiner Beziehung zum Palast für auserlesener als der Rest hielt, rief dazu auf, „die Gelegenheit zu verbessern“, denn in Gwyntystorm redeten alle immer von Besserung, während sie die ganze Zeit in einem Zug abwärts sausten.

Das Buch, das in den letzten Jahren für das heiligste gehalten wurde, hieß *Das Buch der Nationen* und bestand aus Sprüchen und Historie, der durch Brauchtum nachgespürt wurde; aus ihm wählte der Erste Priester seinen Text, und sein Text war „Ehrlich währt am längsten“. Er wurde für einen sehr eloquenten Mann gehalten, aber ich kann nur ein paar der größeren Knochen seiner Predigt darbieten.

Der Hauptbeweis für die Richtigkeit ihrer Religion lag darin, sagte er, daß Angelegenheiten immer für die gut ausgingen, die sich zu ihr bekannten; und ihr erstes fundamentales Prinzip, verankert in angeborenem unveränderlichen Instinkt, lautete, daß jeder Einzelne für eben diesen Einzelnen sorgen sollte. Das war die erste Pflicht des Menschen. Wenn jeder einzelne diesem Gesetz, Nummer eins, gehorchte, dann wäre für jeden einzelnen perfekt gesorgt – einer ist immer gleich einem. Aber die Fähigkeit zur Fürsorge war sehr mangelhaft und alles, was überfloß und andernfalls verdarb, sollte behutsam in die Richtung seines Nachbarn gelenkt werden in der Einsicht, daß dies auch für die Erfüllung des Gesetzes arbeitete, insofern als die Rückwirkung des so gelenkten Überflusses bei dessen Lenker zu seinem Komfort, das heißt zum Wohlbefinden des originalen Selbst beitrug. Gerecht und freundlich zu sein hieß, das wärmste und sicherste Nest

zu bauen, und gütig und liebevoll zu sein hieß, es mit den weichsten aller Pelze und Federn für das eine kostbare, Komfort liebende Selbst auszukleiden, damit es dort in flaumiger Wonne schwelgend lag. Eines der deshalb wegen seiner Beziehung zur ersten und größten aller Pflichten für Menschen verbindlichsten Gesetze war in dem Spruch verkörpert, den er gerade vorgelesen hatte, und welches stärkere Zeugnis seiner Weisheit und Wahrheit konnte man begehren als die plötzliche und vollständige Rache, die über diejenigen gekommen war, die, schlimmer als gewöhnliche Sünder, gegen die Majestät des Königs verstoßen hatten, indem sie vergaßen, daß „ehrlich am längsten währt“?

An diesem Punkt der Rede erhob sich der Kopf der Beinschlange vom Fußboden des Tempels, ragte über die Kanzel empor über den Priester, bog sich dann abwärts und senkte sich mit geöffnetem Rachen auf ihn. Horror ließ die Predigtpumpe erstarren. Die großen Zähne des Tieres schlossen sich über einem Mundvoll der geistlichen Gewänder und langsam hob die Beinschlange den Prediger von der Kanzel wie eine Handvoll Wäsche aus einem Waschzuber und trug ihn auf den vier gewichtigen Stümpfen aus dem Tempel, wobei er hoch oben in ihrem Rachen baumelte. Hinter dem Tempel ließ sie ihn in die Abfallgrube zwischen die Reste einer Bibliothek fallen, deren Alter in den Augen des Kapitels ihren Wert zerstört hatte. Man fand ihn darin herumgraben, hinfort ein Wahnsinniger – dessen Wahnsinn den besonderen Zug aufwies, daß er in seinen Anfällen Sinnvolles brabbelte.

Ein Schrecken, der das Mark in den Knochen gefrieren ließ, durchdrang Gwyntystorm. Wenn ihre Besten und Klügsten mit solcher Mißachtung behandelt wurden, was mochte der Rest von ihnen zu erwarten haben? Wehe ihrer Stadt! Ihrer großartig respektablen Stadt! Ihrer erhabenen vernünftigen Stadt! Wer konnte sagen, wo das alles enden sollte!

Aber etwas mußte getan werden. Die Priester versammelten sich hastig und wählten einen neuen Ersten Priester und in einem vollen Konklave erklärten und akzeptierten sie einmütig, daß der König in seinem Ruhestand durch das Praktizieren schwärzester Magie mitten unter ihnen den Palast zu einem Nest von Dämonen gemacht hatte. Deshalb war ein großer Exorzismus unerlässlich.

Inzwischen kam die Tatsache heraus, daß der größere Teil der der Höflinge ebenso entlassen wurde wie die Dienstboten, und diese Tatsache ließ die Hoffnung der Partei der Anständigkeit, wie sie sich nannte, anschwellen. Dementsprechend schritten sie zur Tat und verstärkten sich auf allen Seiten.

Das Verhalten der königlichen Leibgarde blieb zeitweilig ungewiß. Als aber ihre Offiziere schließlich überzeugt waren, daß sowohl der Oberststallmeister als auch ihr eigener Oberst fehlte, stellten sie sich unter den Befehl des Ersten Priesters.

Jeder datierte den Gipfelpunkt des Unheils mit dem Besuch des Bergarbeiters und seines Köters, und die Metzger schworen, wenn sie die beiden zu fassen kriegten, würden sie sie lebendig rösten. Sofort formierten sie sich zu einem Regiment und trainierten ihre Hunde für den Angriff.

Unaufhörlich war das Gerede, unzählig waren die Vorschläge und groß war die Beratschlagung. Der allgemeine Konsens war jedoch, daß sobald die Priester die Dämonen ausgetrieben hatten, sie den König absetzen und ihn, bekleidet mit allen seinen königlichen Insignien, zur öffentlichen Vorführung in einen Käfig

sperrten würden; sodann Gouverneure mit dem Lordkanzler an ihrer Spitze auswählen, deren erste Pflicht es sein sollte, jede mögliche Steuer zu annullieren; und die Richter sollten, auf mündliche Aufforderung des Stadtmarschalls, alle tauglichen Bürger verpflichten, beim ersten Aufruf zu den Waffen zu greifen, um ihren Teil zur Durchführung dieser und einer Vielzahl anderer Reformen beizutragen.

So schnell wie möglich wurden erforderliche Dinge bereitgestellt und eine mächtige Zeremonie wurde im Tempel, auf dem Marktplatz und vor dem Palast zur Austreibung der Dämonen durchgeführt. Danach zogen sich die Anführer zurück, um einen Angriff auf den Palast zu organisieren.

Aber in dieser Nacht geschahen Ereignisse, welche, indem sie den Mißerfolg der ersten Absicht bewiesen, den Verzicht auf die zweite bedingten. Gewisse Mitglieder der Nachbarschaftsstreifen, deren Anzahl in letzter Zeit ständig zugenommen hatte, berichteten Fürchterliches. Dämonen von unbeschreiblicher Häßlichkeit waren erspäht worden, wie sie durch die nächtlichen Straßen und Höfe umherjagten. Ein Bürger – manche sagten, auf frischer Tat eines Einbruchs ertappt, aber niemand mochte in solcher Krise Lappalien nachgehen – war von hinten gepackt (er konnte nicht sehen, von wem oder was) und in den Fluß getaucht worden. Einem wohlbekannten Hehler gestohlener Güter wurde sein Laden aufgebrochen und als er am Morgen herunterkam, fand er alles in Trümmern auf dem Gehweg. Der hölzernen Darstellung der Justitia über der Tür des Stadtmarschalls war der Arm, der das Schwert hielt, *abgebissen* worden. Der gefräßige Richter war im Dunkeln von Wesen, von denen er nichts als ihre feurigen Augen sehen konnte, aus seinem Bett gezerrt und mit einem Bad in der Schildkrötensuppe behandelt worden, die an der Seite des Küchenfeuers köcheln gelassen worden war. Nachdem man sie über ihn ausgegossen hatte, steckte man ihn wieder ins Bett, wo er bald herausfand, wie sich eine Mumie in ihren Totengewändern fühlen mußte.

Das Allerschlimmste war, daß auf dem Marktplatz ein Dokument mit der Signatur des Königs befestigt worden war, welches besagte, daß wer immer fürderhin Gastunfreundschaft gegenüber Fremden zeige und ihrer überführt sei, solle sofort aus der Stadt gejagt werden, während ein zweites im Metzgerviertel bestimmte, daß jeder Hund, der fürderhin einen Fremden attackierte, unverzüglich zu töten sei. Es war klar, sagten die Metzger, daß die Geistlichkeit nutzlos war; *sie* konnte keine Dämonen austreiben! Als sie an diesem Nachmittag eines alten Mannes in Lumpen ansichtig wurden, der still die Straße heraufkam, hetzten sie ihre Hunde auf ihn, und hätte nicht die Tür zu Derbas Häuschen offengestanden und nahe genug für ihn war, um hineinzustürzen und sie zu schließen, bevor sie ihn erreichten, wäre er in Stücke gerissen worden.

Und so ging es ein paar Tage weiter.

## Kapitel 29

### Barbara

Mit Derba, die für seine Bedürfnisse sorgte, mit Curdie, der ihn beschützte, und mit Irene, die ihn pflegte, wurde der König schnell kräftiger. Was er am meisten wollte, war gutes Essen, und davon, wenigstens bestimmte Sorten, gab es im Palast einen reichlichen Vorrat. Seit der Säuberung der unteren Regionen des Palasts war die Luft rein und gut und unter den Händen des einen Hausmädchens wurde das Gemach des Königs zu einer Freude seiner Augen. Bei solchen Veränderungen war es kein Wunder, daß sein Herz leichter und sein Gehirn klarer wurden.

Aber immer noch kamen böse Träume und plagten ihn, das zurückbleibende Resultat der üblen Medikamente, die der Arzt ihm verabreicht hatte. Jede Nacht, manchmal zwei- oder dreimal, wachte er in Terror auf und es dauerte Minuten, bis er zu sich kam. Die Folge war, daß es ihm immer am Morgen schlechter ging und er tagsüber die Einbuße wettmachen mußte. Wenn er schlief, mußte Irene oder Curdie, die eine oder der andere, noch an seiner Seite bleiben.

Eines Nachts, als Curdie beim König an der Reihe war, hörte er irgendwo im Haus ein Weinen und weil es kein anderes Kind im Palast gab, schloß er, ungeachtet der Entfernung zum Zimmer ihrer Großmutter, es müsse Barbara sein. Weil er befürchtete, daß etwas nicht stimmte, und er bemerkte, daß der Schlaf des Königs ruhiger als gewöhnlich war, rannte er hin, um nachzuschauen. Er fand das bitterlich weinende Kind mitten auf dem Fußboden sitzend und Derba friedlich im Bett schlummernd. Sobald Barbara ihn erblickte, hörte das nachtverwirrte Ding auf zu weinen, lächelte und streckte die Arme nach ihm aus. Da er die alte Frau, die den ganzen Tag schwer gearbeitet hatte, nicht wecken wollte, nahm er das Kind hoch und trug es davon. Sie klammerte sich so sehr an ihn, wobei sie das tränennasse Gesicht an seines preßte, daß ihre kleinen Arme ihn zu erdrosseln drohten.

Als Curdie das Gemach wieder betrat, fand er den König im Bett sitzen und mit den Phantomen irgend eines scheußlichen Traums kämpfen. Obwohl er bei diesen Gelegenheiten seinen Beschützer sah, konnte er ihn gewöhnlich nicht von dem Traum trennen und fuhr fort zu delirieren. Aber in dem Moment, in dem sein Blick auf Klein Barbara fiel, die er nie zuvor gesehen hatte, fand er plötzlich sein Herz wieder und ein Lächeln wie die Morgenröte eines ewig wählenden Tages breitete sich über sein Antlitz aus; der Traum war nirgendwo und das Kind war in seinem Herzen. Er streckte die Arme nach ihm aus, das Kind seine nach ihm und in fünf Minuten schliefen beide, jeder in der Umarmung des anderen.

Seit dieser Nacht hatte Barbara im Gemach des Königs ein Kinderbett und sobald er aufwachte, nahm Irene oder Curdie, wer immer Wache hielt, das schlafende Kind und legte es in seine Arme, worauf der Traum sofort und ausnahmslos verschwand. Barbara spielte auch einen großen Teil des Tages auf oder neben dem Bett des Königs und es war eine Herzensfreude der Prinzessin zu sehen, wie sie sich mit der Krone amüsierte, jetzt darauf saß, jetzt sie wie einen Reifen hin und her durchs Zimmer rollte.

Als einmal ihre Großmutter hereinkam, während Barbara so tat, als koche sie Porridge in der Krone, hob Derba in entsetztem Erstaunen die Hände, aber der König erlaubte ihr nicht einzugreifen, denn er war jetzt Barbaras Spielkamerad und seine Krone ihr Spielzeug.

Dem Obersten der Garde ging es ebenfalls besser. Curdie ging ihn oft besuchen. Sie waren bald Freunde, denn die besten Leute verstehen einander am leichtesten und der grimmige alte Krieger liebte den Bergarbeiterjungen, als ob er gleichzeitig sein Sohn und sein Engel wäre. Er war sehr um sein Regiment besorgt. Er sagte, die Offiziere seien größtenteils rechtschaffene Männer, glaubte er, aber wie sie sich ohne ihn verhielten oder was sie beschließen mochten, in Unkenntnis des wahren Sachverhalts und jeder falschen Darstellung ausgesetzt, wer konnte es wissen? Curdie schlug vor, er solle den Major kommen lassen, und bot sich als Kurier an. Der Oberst stimmte zu und Curdie ging – wegen der Hunde nicht ohne seine Hacke.

Aber den Offizieren war vom Oberstallmeister erzählt worden, ihr Oberst sei tot, und obwohl sie sich wunderten, daß er ohne die Anwesenheit seines Regiments begraben wurde, hegten sie nie Zweifel an der Information. Konterkariert von den frischen, täglich hereinkommen Berichten, genügte selbst die Handschrift ihres Obersten nicht, die Lüge zu zerstören. Der Major betrachtete den Brief als Falle für den nächsten in der Befehlsreihe und schickte seine Ordonnanz, den Boten festzunehmen. Aber Curdie besaß die Klugheit, nicht auf eine Antwort zu warten.

Die Feinde des Königs sagten, er habe erst den guten Obersten der Garde vergiftet und dann den Oberstallmeister und andere treue Ratgeber ermordet und daß seine ältesten und anhänglichsten Domestiken gerade nur mit ihrem Leben aus dem Palast entkommen waren – nicht alle, denn der Butler wurde vermißt. Wahnsinnig oder böse, war der König nicht nur ungeeignet, länger zu herrschen, sondern schlimmer als ungeeignet zu sein war es, daß er die junge Prinzessin, einzige Hoffnung Gwyntystorms und des Reiches, in seiner Gewalt und unter seinem Einfluß hatte.

Gleich als der Lordkanzler sein Haus auf dem Land erreicht und sich angekleidet hatte, begann er zu planen, seinen Herrn doch noch zu vernichten, und am nächsten Morgen brach er auf zum benachbarten Reich Borsagrass, um es zu einer Invasion einzuladen und einen Pakt mit dessen Monarchen anzubieten.

## Kapitel 30

### Peter

Im Haus auf dem Berg ging eine Zeitlang alles weiter wie bisher. Allerdings war es ohne Curdie langweilig, aber immer wenn sie auf den Smaragd schauten, war er leuchtend grün, und mit nichts zu fürchten oder zu bedauern und alles zu hoffen, brauchten sie wenig Trost. Aber schließlich eines Morgens wandte sich Peter, der den Edelstein befragt hatte, jetzt eher aus Gewohnheit als aus Besorgtheit, plötzlich mit dem Stein in der Hand an seine Frau und hielt ihn mit einem Ausdruck entsetzter Bestürzung hoch.

„Nanu, das ist nie und nimmer der Smaragd!“ sagte Joan.

„Doch,“ antwortete Peter; „aber man könnte niemandem einen großen Vorwurf machen, wenn er ihn für ein Stück Flaschenglas hält!“

Denn bis auf einen Fleck genau in der Mitte von intensivstem und strahlendstem Grün sah er aus, als wäre die Farbe aus ihm herausgebrannt.

„Lauf, lauf, Peter!“ rief seine Frau. „Lauf und sage es der Prinzessin. Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Der Junge muß in den letzten Zügen liegen.“

Ohne ein Wort packte Peter seine Hacke, flitzte aus dem Haus und war am Fuß des Bergs in kürzerer Zeit, als er gewöhnlich für die Hälfte des Weges brauchte.

Die Tür des Königshauses war offen; er eilte hinein und die Treppe hinauf. Aber nachdem er eine Stunde lang vergeblich gewandert war, wobei er Tür um Tür öffnete und keinen weiteren Weg nach oben fand, hatte der Mut des alten Mannes ihn beinahe im Stich gelassen. Leere Zimmer, leere Zimmer! – überall Verlassenheit und Trostlosigkeit.

Schließlich gelangte er zur Tür der Turmtreppe. Hinauf flog er. Oben angekommen, fand er drei Türen und klopfte an alle, eine nach der anderen. Aber da war weder Stimme noch Hören. Gedrängt von seinem Vertrauen und seiner Furcht öffnete er eine, langsam, zögernd. Sie enthüllte einen kahlen Dachboden, nichts darin außer einem Stuhl und einem Spinnrad. Er schloß sie und öffnete die nächste – um entsetzt zurückzufahren, denn er sah nichts als eine große Kluft, eine mondlose Nacht voll mit Sternen und, trotz all den Sternen, dunkel, dunkel! – einen bodenlosen Abgrund. Er öffnete die dritte Tür und ein Brausen wie die Flut eines lebendigen Meers drang in sein Ohr. Unüberschaubare Flügel flatterten und glänzten in der Sonne und wie die aufsteigende Säule aus einem Vulkan schossen unzählige weiße Vögel in die Luft, wobei sie den Tag mit dem Schatten ihrer Wolke verdunkelten, und dann, in einem engen Bogen, als ob sie von einem plötzlichen Wind zur Seite gedrängt wurden, flogen sie nordwärts schnell hinweg und verschwanden. Der Ort wirkte wie ein Grab. Es schien kein Hauch von Leben übrig zu sein.

Verzweiflung ergriff ihn; er hastete, mit schweren Füßen donnernd, hinunter. Die Hauswirtschafterin stürzte sich wie eine Menschenfresser-Spinne auf ihn und ihr nach kamen ihre Männer, aber Peter sauste achtlos und



gleichgültig an ihnen vorbei – denn hatte die Prinzessin ihn nicht genarrt? – und eilte die Straße nach Gwyntystorm entlang. Welche Hilfe in der Hacke eines Bergarbeiters, im Arm eines Mannes, im Herzen eines Vaters steckte, er würde sie zu seinem Jungen tragen.

Joan saß eine ganze Nacht auf und wartete auf seine Rückkehr, hoffend und hoffend. Der Berg war sehr still und der Himmel war klar, aber die ganze Nacht hindurch eilte der Bergarbeiter gen Norden und das Herz seiner Frau war in Sorge.

## Kapitel 31

### Das Opfer

Im Palast herrschten merkwürdige Zustände: der König spielte mit einem Kind und träumte weise Träume, betreut von einer kleinen Prinzessin mit dem Herzen einer Königin und von einem Jungen aus dem Bergwerk, der nirgendwo hinging, nicht einmal ins Gemach des Königs, ohne seine Hacke auf der Schulter und ein gräßliches Tier an den Fersen; in einem Zimmre nahebei der Oberst der Garde, gleichfalls im Bett, ohne einen Soldaten, der ihm gehorchte; in sechs anderen Zimmern, weit auseinanderliegend, sechs Übeltäter, jeder von einem tierischen Gefangenenwärter bewacht; Diener für alle eine alte Frau und ein Page; und im Weinkeller dreiundvierzig Tiere, Kreaturen grotesker als das menschliche Gehirn jemals erfunden hat. Niemand wagte es, sich den Palaststoren zu nähern, und selten kam jemand aus ihnen heraus.

Alle Bewohner der Stadt waren in Feindseligkeit gegenüber dem Palast vereint. Er wimmelte von bösen Geistern, sagten sie, während die bösen Geister ungeahnt in der Stadt waren. Eine Folge ihrer Anwesenheit war, daß jede Gruppe, als das Gerücht aufkam, ein großes Heer sei auf dem Marsch nach Gwyntystorm, statt zu den Verteidigungsanlagen zu eilen, neue Tore zu bauen, Fallgitter und Zugbrücken freizumachen und den Fluß zu sperren, als erstes zu ihren Schätzen flog, um sie in ihren Kellern und Gärten zu vergraben und sie hinter Steinen in ihren Schornsteinen zu verstecken und dann, quasi in Rebellion, eine Einladung an Seine Majestät von Borsagrass unterschrieb, durch ihre offenen Tore hereinzukommen, ihren König zu töten und ihr Land seinem einzuverleiben.

Bald machte sich die Zwangslage der Isolation im Palast bemerkbar; seine Kranken brauchten kräftigere Nahrung und was war da zu tun? Denn falls die Metzger Fleisch zum Palast schickten, war es nicht sehr wahrscheinlich vergiftet? Curdie sagte zu Derba, er werde sich bis zum Morgen etwas ausdenken.

Aber am selben Abend, sobald es dunkel war, kam Lina zu ihrem Herrn und gab ihm zu verstehen, daß sie hinausgehen wollte. Er schloß eine kleine abgelegene Hintertür auf, ließ sie so, daß Lina sie aufstoßen konnte, wenn sie zurückkam, und sagte den Krokodil, sich auf der Innenseite quer über die Schwelle zu legen. Vor Mitternacht kam Lina mit einem jungen Reh zurück.

Früh am nächsten Morgen schlich die Beinschlange aus dem Weinkeller durch die kaputte hintere Tür, schoß in den Fluß und erschien bald mit einem prächtigen Stör. Jede Nacht ging Lina hinaus jagen und jeden Morgen ging die Beinschlange hinaus fischen und beide Kranken und der Haushalt hatten reichlich zu essen. Für Nachrichten wagte sich der Page ab und zu in Zivilkleidung auf den Marktplatz und sammelte welche.

Eines Abends kam er mit dem Bericht zurück, das Heer von Borsagrass habe die Grenze überschritten. Zwei Tage später brachte er die Nachricht, daß sich der Feind dreißig Kilometer vor Gwyntystorm befand.

Der Oberst der Garde stand auf und fing an, seine Rüstung zu polieren – übergab dies aber dem Pagen und wankte hinüber zur Kaserne, die in der nächsten Straße stand. Der Wachposten hielt ihn für einen Geist oder Schlimmeres, rannte in die Wachstube, verriegelte die Tür und verstopfte sich die Ohren. Der bedauernswerte Oberst, der kaum stehen konnte, kroch verzweifelt zurück.

Sobald ihn das erste Gerücht erreichte, hatte Curdie bereits beschlossen, wenn keine anderen Anweisungen kamen und der König weiterhin unfähig war, Befehle zu erteilen, daß er Lina und die Kreaturen rufen und gegen den Feind marschieren werde. Falls er starb, starb er für das Richtige und es gab ein richtiges Ende. Er brauchte keine Vorbereitungen zu treffen außer einem guten Schlaf.

Er bat den König, diese Nacht das Hausmädchen seinen Platz bei Seiner Majestät einnehmen zu lassen, und legte sich auf den Boden des Korridors, nicht weiter entfernt als ein Flüstern von der Tür des Gemachs reichen würde. Dort, mit einem alten Mantel des Königs über sich geworfen, war er bald fest eingeschlafen.

Irgendwann mitten in der Nacht wurde er plötzlich wach, sprang auf die Füße und rieb sich die Augen. Er konnte nicht sagen, was ihn geweckt hatte. Aber konnte er wach sein oder träumte er denn nicht? Der Vorhang vor der Tür des Königs, bisher ein mattes Rot, glühte in einem prächtigen, strahlenden Purpur und die Krone, die mit Seide und Juwelen auf ihn gestickt war, leuchtete, als ob sie brannte! Was konnte das bedeuten? Stand das Gemach des Königs in Flammen? Er flitzte zur Tür und hob den Vorhang. Wunderbar schrecklicher Anblick!

Ein langer und breiter Marmortisch, der an einem Ende des Raums stand, war in die Mitte gerückt worden, und auf ihm brannte ein Feuer von einer Art, die Curdie kannte – ein Feuer von glühenden, flammenden roten und weißen Rosen. Mitten in den Rosen lag der König, stöhnend, aber bewegungslos. Jemand, den Curdie wegen des grellen Lichtes nicht deutlich sehen konnte, hob jede Rose auf, die vom Tisch zu Boden fiel, und legte sie brennend auf das Gesicht des Königs, bis schließlich auch sein Gesicht mit den lebendigen Rosen bedeckt war und er vollständig inmitten des Feuers lag, immer noch stöhnend mit einem gelegentlichen bebenden Schluchzen.

Und die Gestalt, die Curdie sah und nicht sehen konnte, weinte über dem König, wie er im Feuer lag, und oft barg sie ihr Gesicht in Büscheln ihres schattenhaften Haares, und von ihrem Haar tropfte das Wasser ihres Weinens im Licht der Rosen wie Regen bei Sonnenuntergang. Schließlich hob sie einen großen Armvoll ihres Haares und schüttelte es über dem Feuer und die Tropfen fielen von ihm in Schauern und zischten nicht in den Flammen, sondern stattdessen erhob sich gleichsam der Klang schnell fließender Bäche.

Und das Glühen des roten Feuers erstarb und das Glühen des weißen Feuers wurde grau und das Licht war fort und auf dem Tisch war alles schwarz – außer dem Gesicht des Königs, das unter den verbrannten Rosen wie ein Diamant in der Asche eines Schmelzofens leuchtete.

Dann, nicht länger geblendet, sah und erkannte Curdie die alte Prinzessin. Der Raum war von der Herrlichkeit ihres Gesichts erleuchtet, von ihren blauen Augen, von ihrer Saphirkrone. Ihr goldenes Haar strömte von ihr durch die Luft, bis es sich in Dunst und Licht verlor. Sie war groß und stark wie eine Titanin. Sie beugte sich über den Tischaltar, schob die mächtigen Arme unter das lebende Opfer, hob den König, als wäre er nur ein kleines Kind, an ihre Brust, ging mit ihm durchs Zimmer und legte ihn ins Bett. Dann wurde es dunkel.

Der Bergarbeiterjunge wandte sich still ab und legte sich wieder im Korridor hin. Eine absolute Freude erfüllte sein Herz, seine Brust, seinen Kopf, seinen ganzen Körper. Alles war in Sicherheit, alles war gut. Den Stiel seiner Hacke fest im Griff, sank er in einen traumlosen Schlaf.

## Kapitel 32

### Das Heer des Königs

Er erwachte wie ein Riese, der mit Wein erfrischt wurde.

Als er ins Gemach des Königs ging, saß das Hausmädchen dort, wo er es verlassen hatte, und alles im Zimmer war, wie es in der Nacht davor gewesen war, außer daß ein himmlischer Duft von Rosen die Luft erfüllte. Er ging zum Bett. Der König öffnete die Augen und das Gefühl vollkommener Gesundheit schien aus ihnen. Curdie war bei aller Freude nicht erstaunt.

„Ist es nicht an der Zeit aufzustehen, Curdie?“ sagte der König.

„Ja, Majestät. Heute müssen wir es machen,“ antwortete Curdie.

„Was müssen wir heute machen, Curdie?“

„Kämpfen, Sire.“

„Dann hol mir meine Rüstung – die aus Stahlplatten, dort in der Truhe. Du findest die Unterkleidung dabei.“ Während er sprach, streckte er die Hand nach seinem Schwert aus, das vor ihm im Bett hing, zog es und untersuchte die Klinge.

„Ein bißchen rostig!“ sagte er, „aber die Schärfe ist da. Wir werden es heute selbst schleifen – nicht auf dem Wetzstein. Curdie, mein Sohn, ich erwache aus einem sorgenschweren Traum. Eine wunderbare Tortur hat ihn beendet und ich lebe. Ich weiß jetzt gut, wie die Dinge stehen, aber du sollst sie mir erklären, während ich meine Rüstung anlege. Nein, ich brauche kein Bad, ich bin sauber. Ruf den Obersten der Garde.“

Vollständig in Stahl gehüllt trat der alte Mann in das Gemach. Er wußte es nicht, aber die alte Prinzessin war in der Nacht durch sein Zimmre gekommen.

„Nanu, Sir Bronzebart!“ sagte der König. „Ihr seid vor mir angekleidet! Ihr braucht keinen Kammerdiener, Alter, wenn eine Schlacht in der Luft liegt!“

„Schlacht, Sire!“ erwiderte der Oberst. „Wo sind denn unsere Soldaten?“

„Na, dort und hier,“ antwortete der König und zeigte zuerst auf den Obersten und dann auf sich. „Wo sonst, Mann? Der Feind wird vor Sonnenuntergang über uns kommen, wenn wir nicht vor dem Mittag über ihn kommen. Was war denn anderes in Eurem tapferen Kopf, als Ihr Eure Rüstung angelegt habt, Freund?“

„Eurer Majestät Befehle, Sire!“ antwortete der Oberst.

Der König lächelte und wandte sich an Curdie.

„Und was war in deinem, Curdie, denn dein erstes Wort war von einer Schlacht?“

„Seht, Majestät,“ antwortete Curdie, „ich habe meine Hacke poliert. Wenn Eure Majestät nicht das Kommando übernommen hätte, wäre ich dem Feind an der Spitze meiner Biester entgegengetreten und tröstlich gestorben oder hätte es besser gemacht.“

„Tapferer Junge!“ sagte der König. „Der, der sein Leben in die eigene Hand nimmt, ist der wahre Soldat. Du sollst heute deine Biester anführen. Sir Bronzebart, wollt Ihr notfalls mit mir sterben?“

„Siebenmal, mein König,“ sagte der Oberst.

„Dann werden wir die Schlacht gewinnen!“ sagte der König. „Curdie, geh und fessele die sechs sicher, damit uns nicht ihre Wächter fehlen. Könnt Ihr mir ein Pferd finden, Sir Bronzebart? Ach, man hat mir gesagt, mein weißes Schlachtroß sei tot.“

„Ich werden den Knappen mit meiner Anwesenheit Angst einjagen und, wie ich hoffe, für Eure Majestät und mich ein Pferd beschaffen.“

„Und hört mal, Bruder!“ sagte der König, „bringt auch eins für meinen Bergarbeiterjungen mit und ein ruhiges altes Schlachtroß für die Prinzessin, denn auch sie muß in die Schlacht reiten und mit uns siegen.“

„Verzeiht, Sire,“ sagte Curdie, „ein Bergarbeiter kann am besten zu Fuß kämpfen. Ich würde vielleicht mein Pferd unter mir mit einem Fehlschlag töten. Und außerdem muß ich bei meinen Biestern sein.“

„Wie du willst,“ sagte der König. „Also drei Pferde, Sir Bronzebart.“

Der Oberst ging, wobei er zutiefst bezweifelte, daß er angesichts seines revoltierenden Regiments drei Pferde ausrüsten und aus den Kasernenställen führen konnte.

Im Flur traf er das Hausmädchen.

„Kannst du ein Pferd führen?“ fragte er.

„Ja, Sir.“

„Bist du bereit, für den König zu sterben?“

„Ja, Sir.“

„Kannst du tun, was man dir gebietet?“

„Ich kann es weiterhin versuchen, Sir.“

„Dann komm mit. Wäre ich kein Mann, würde ich eine Frau wie du sein wollen.“

Als sie den Kasernenhof betraten, stoben die Soldaten auseinander wie Herbstblätter bei einem winterlichen Windstoß. Sie gingen unbehelligt in den Stall – und siehe da! – in einer Box, vor den Augen des Obersten, stand das weiße Schlachtroß des Königs und der königliche Sattel und das Zaumzeug hingen daneben!

„Verräterische Diebe!“ murmelte der alte Mann in seinen Bart und ging die Boxen entlang, wobei er nach seinem eigenen schwarzen Schlachtroß Ausschau hielt. Als er es gefunden hatte, kehrte er zurück, um zuerst das Pferd des Königs zu satteln. Aber das Hausmädchen hatte bereits den Sattel aufgelegt und so gegürtet, daß der Oberst keine Fingerspitze zwischen Gurt und Fell stecken konnte. Er ließ zu Ende bringen, was sie so gut begonnen hatte, und machte sein Pferd bereit. Dann wählte er für die Prinzessin ein großes rotes Pferd, zwanzig Jahre alt, von dem er wußte, daß es jede Pferdetugend besaß. Dieses und sein eigenes führte er zum Palast und das Hausmädchen führte das des Königs.

Der König und Curdie standen im Hof, der König in voller Rüstung aus versilbertem Stahl mit einem Reif von Rubinen und Diamanten um seinen Helm. Er sprang fast vor Freude hoch, als er sein großes weißes Schlachtroß ankommen sah, sanft wie ein Kind an der Hand des Hausmädchens. Als aber das Pferd seinen Herrn in der Rüstung sah, bäumte es sich jubelnd auf und sprang, brach aber nicht von der Hand des Hausmädchens los, die es hielt. Dann kam die Prinzessin heraus, ausgestattet und bereit, an der Seite ein

Jagdmesser, das ihr Vater ihr gegeben hatte. Man brachte ihr den Sattel ihrer Mutter, glitzernd von Edelsteinen und Gold, schnallte ihn auf das große rote Pferd und hob sie hinauf. Aber der Sattel war so groß und das Pferd so hoch, daß das Kind es als unbequem empfand.

„Bitte, Königspapa,“ sagte sie, „kann ich nicht mein weißes Pony haben?“

„An das habe ich gar nicht gedacht, Kleines,“ sagte der König. „Wo ist es?“

„Im Stall,“ erwiderte das Hausmädchen. „Ich habe es halb verhungert gefunden, das einzige Pferd im Haus, am Tag, nachdem die Diener vertrieben worden waren.“

„Hol es,“ sagte der König.

Als das Hausmädchen mit dem Pony erschien, kamen aus einer Seitentür hinter Curdie Lina und die neun- undvierzig.

„Ich werde mit Curdie und den Häßlichen gehen,“ rief die Prinzessin, und kaum war sie aufgesessen, befand sie sich in der Mitte der Meute.

So brach sie auf, die seltsamste Streitmacht, die jemals einem Feind entgegentrag. Der König in silberner Rüstung saß imposant auf seinem weißen Roß mit den blitzenden Edelsteinen an seinem Helm; neben ihm ritt der grimmige alte Oberst, in Stahl gerüstet, auf seinem schwarzen Schlachtroß; hinter dem König, ein bißchen zur Rechten, ging Curdie, seine Hacke glänzte in der Sonne; Lina folgte ihm bei Fuß, hinter ihr kam die wunderbare Kompanie der Häßlichen; in ihrer Mitte ritt die anmutige kleine Irene, gekleidet in Blau, und beritten auf dem hübschesten weißen Pony; hinter dem Obersten, ein bißchen zur Linken, ging der Page, bewehrt mit einem Brustharnisch und einem Kopfschutz und bewaffnet mit einem Kavallerieschwert, das er im Palast gefunden hatte, alles viel zu groß für ihn, und er trug eine riesige Messingtrompete, auf der zu blasen er sein Bestes tat; und der König lächelte und schien von der Musik erfreut zu sein, obwohl sie nur das Grunzen blecherner Unruhe war. Neben den Biestern ging Derba, die Barbara trug – ihre Zuflucht waren die Berge, sollte die Sache des Königs verloren sein; sobald sie über den Fluß waren, wandten sie sich zur Seite, um den Abhang zu ersteigen und dort das Schmieden der Historie des Tages abzuwarten. Da erst sah Curdie, daß das Hausmädchen, das sie alle vergessen hatten, auf dem großen roten Pferd im königlichen Sattel reitend folgte.

Zahlreich waren die unfreundlichen Blicke der Frauen, die von Türen und Fenstern auf sie gestarrt hatten, als sie durch die Stadt passierten, und leises Gelächter und Gespött und böse Worte von den Lippen der Kinder waren um ihre Ohren gerieselt, aber die Männer waren alle fort, den Feind willkommen zu heißen, die Metzger die ersten, die Garde des Königs die letzten. Und jetzt waren auch die Frauen und Kinder dem Heer des Königs auf den Fersen, um Blumen und Zweige zu sammeln, mit denen sie ihre Eroberer begrüßen wollten.

Ungefähr anderthalb Kilometer den Fluß hinab sah Curdie, der sich zufällig umsah, das Hausmädchen, dem er empfohlen hatte, mit Derba mitzugehen, immer noch auf dem großen roten Pferd folgen. Im selben Moment erblickte der König, ein paar Schritte voraus, die Zelte des Feindes dort aufgeschlagen, wo die Klippen zurückwichen und sich das Flußufer zu einer kleinen Ebene verbreiterte.

## Kapitel 33

### Die Schlacht

Er befahl dem Pagen, seine Trompete zu blasen, und mit der Kraft des Moments brachte der junge Mann eine recht kriegerische Herausforderung zustande.

Aber die Metzger und die Gardisten, die bewaffnet zum Feind übergelaufen waren und dachten, der König sei gekommen, sich auch mit ihnen zu versöhnen und daß es danach vielleicht unangenehm für sie werden könnte, stürzten sich sofort auf ihn, um kurzen Prozeß mit ihm zu machen und sich sowohl abzusichern als auch zu empfehlen. Die Metzger kamen als erste – denn die Gardisten hatten ihre Sattelgurte gelockert –, schwenkten ihre Messer und sprachen zu ihren Hunden. Curdie und der Page mit Lina und ihrer Meute sprangen ihnen entgegen. Curdie schlug den vordersten mit seiner Hacke nieder. Der Page, der sein Schwert zu viel für sich fand, warf es weg und ergriff das Messer des Metzgers, das er, als er sich aufrichtete, in den vordersten Hund stieß. Lina stürmte rasend und zähneknirschend dazwischen. Sie schaute keinen Hund an, solange noch ein Metzger auf den Beinen war, und hielt nie an, um einen zu töten, sondern brach nur mit einem Mahlen der Kiefer eines seiner Beine. Als alle lagen, flitzte sie zwischen die Hunde.

Inzwischen waren der König und der Oberst der vorgehenden Garde entgegengeritten. Der König hieb den Major durch Schädel und Schlüsselbein und der Oberst stieß dem Hauptmann in den Hals. Dann begann ein wilder Kampf – zwei gegen viele. Aber da die Metzger und ihre Hunde schnell erledigt waren, kamen Curdie und seine Biester herbei. Die Pferde der Gardisten, von Terror erfaßt, machten trotz den Sporen kehrt und flohen in Unordnung.

Daraufhin eilte die Streitmacht von Borsagrass, die wenig von den Vorgängen sehen konnte, aber zutreffend eine kleine entschlossene Formation vor sich vermutete, zum Angriff. Kaum erschien ihre erste vorgehende Welle durch die Gischt der Zurückweichenden, gingen der König, der Oberst, der Page, Curdie und die Biester auf sie los. Ihr Angriff, vor allem der Ansturm der Häßlichen, warf die erste Reihe in große Verwirrung, aber die zweite kam schnell herbei; die Biester konnten nicht überall sein; es waren Tausende gegen einen und der König und seine drei Gefährten befanden sich in der größtmöglichen Gefahr.

Eine dichte Wolke kam über die Sonne gezogen und sank zur Erde. Die Wolke bewegte sich als eine Einheit und doch waren die tausende weißer Flocken, aus denen sie bestand, jede für sich in unaufhörlicher und schneller Bewegung; diese Flocken waren die Flügel von Tauben. Herunter stießen die Vögel auf die Invasoren; direkt ins Gesicht von Mann und Roß flogen sie mit schnell schlagenden Schwingen und blendeten Augen und verwirrten Gehirne. Pferde bäumten sich auf und stürzten und drehten sich. Alles war sofort in Unordnung. Die Männer machten wütende Anstrengungen, ihre Quälgeister zu ergreifen, aber nicht eine konnten sie anrühren und es waren doppelt so viele wie die Soldaten. Zwischen jedem wilden Krallengriff kamen ein Schnabelhieb und ein Flügelschlag ins Gesicht. In der Regel schleuderte der Vogel mit stark bewegten Flügeln den ganzen Körper mit der Geschwindigkeit eines Pfeils gegen sein ausgewähltes Ziel, doch

so, daß er im selben Moment nach oben abprallte und gleitend herunterkam, ganz wie der flache Stein, horizontal geworfen, die Oberfläche des Sees berührt, hochsteigt, um zu gleiten, und wieder heruntersinkt, auftrifft und weiterfliegt. So mischte sich die gefiederte Masse in das grimmige Spiel des Krieges. Es war ein Sturm, in welchem der Wind aus Vögeln bestand und das Meer aus Männern. Und immer wenn jeder Vogel hinter den Feind geriet, machte er kehrt, stieg hoch und eilte nach vorn, um erneut anzugreifen.

In dem Moment, in dem die Schlacht begann, bekam das Pony der Prinzessin Angst, wandte sich um und floh. Aber das Hausmädchen trieb sein Pferd über die Straße und hielt das Pony an und sie warteten gemeinsam auf den Ausgang der Schlacht.

Und als sie warteten, kam es der Prinzessin recht seltsam vor, daß die Tauben, jede einzelne, wenn sie nach hinten kam und einen Kreis zog, um Schwung für die neue Attacke zu holen, den Kopf der Dienerin zum Ziel machte, um das sie wendete, so daß ein ununterbrochenes Flattern und Aufblitzen von Flügeln um sie war und ein kurvender, vorüberfegender Strom der schrägliegenden kreisenden Vogelkörper. Seltsam schien es auch, daß das Hausmädchen ständig den Arm in die Richtung der Schlacht schwenkte. Und der Takt der Bewegung ihres Arms paßte so zu dem Vorwärtsstürmen der Vögel, daß es aussah, als ob sie ihren Gesten folgten und sie tausende Speere gegen den Feind schleuderte. Sobald eine Taube ihren Kopf umrundet hatte, sauste sie geradeaus wie ein Pfeil vom Bogen und mit dreifacher Geschwindigkeit.

Aber außer der Prinzessin hatten auch andere von diesen merkwürdigen Dingen Notiz genommen. Von einer erhöhten Stelle, von der sie mit wachsender Bestürzung die Schlacht beobachteten, sahen die Anführer des Feindes das Hausmädchen und seine Bewegungen und indem sie folgerten, sie sei eine Zauberin, der die luftigen Legionen gehörten, die ihr Heer demütigten, setzten sie bei ihren Pferden die Sporen an, schlugen einen Kreis, umgingen den König und kamen auf das Hausmädchen heruntergerast. Aber plötzlich stand ein alter handfester Mann in der Kleidung eines Bergmanns an ihrer Seite, der, als der General auf sie zuritt, seine schnelle Hacke hob und sie mit solcher Gewalt auf die Stirn des Schlachtrosses schlug, daß es wie ein Klotz zu Boden fiel. Sein Reiter schoß über den Kopf herab und lag betäubt da. Hätte sich das große rote Pferd nicht aufgebaut und gedreht, wäre es unter das des Generals gefallen.

Mit erhobenem Säbel ritt einer seiner begleitenden Offiziere auf den Bergarbeiter zu. Aber eine Masse Tauben flog ihm und seinem Pferd ins Gesicht und im nächsten Moment lag er neben seinem Kommandeur. Die übrigen machten kehrt und flohen, verfolgt von den Vögeln.

„Ah, Freund Peter!“ sagte das Hausmädchen; „du bist gekommen, wie ich dir gesagt habe! Willkommen und danke!“

Zu dieser Zeit war die Schlacht beendet. Die Niederlage war allgemein. Die Feinde stürmten zurück auf ihr eigenes Lager mit den Biestern brüllend in ihrer Mitte und dem König und seinem Heer, jetzt um einen verstärkt, sie verfolgend. Aber bald zog der König die Zügel an.

„Ruf deine Jagdhunde zurück, Curdie, und laß die Tauben den Rest machen,“ rief er und wandte sich um, zu sehen, was aus der Prinzessin geworden war.



In voller Panik flohen die Invasoren, fegten ihre Zelte zu Boden, stolperten über ihre Bagage, trampelten auf ihre Toten und Verwundeten, unaufhörlich verfolgt und gestoßen von der weißflügelten Armee des Himmels. Heimwärts eilten sie die Straße entlang, auf der sie gekommen waren, direkt zur Grenze, wobei viele aus purer Erschöpfung umfielen und dort liegenblieben. Und immer noch, während sie rannten, hatten sie die Tauben im Nacken. Schließlich war für die Augen des Königs und seines Heeres nichts mehr sichtbar als eine Staubwolke unten und eine Vogelwolke oben.

Vor Einbruch der Nacht kam die Vogelwolke zurück und verschwand zwischen den uralten Dächern des Palastes.

## Kapitel 34

### Richtspruch

Der König und sein Heer kehrten zurück und brachten nur einen Gefangenen mit, den Lordkanzler. Curdie hatte ihn unter einem eingestürzten Zelt hervorgezerrt, nicht an der Hand eines Mannes, sondern am Fuß eines Maultiers.

Als sie in die Stadt kamen, war sie still wie das Grab. Die Bürger waren nach Hause geflohen. „Wir müssen uns unterwerfen,“ riefen sie, „sonst werden der König und seine Dämonen uns vernichten.“ Der König ritt schweigend durch die Straßen, gar nicht erfreut über sein Volk. Aber er hielt sein Pferd mitten auf dem Marktplatz an und rief mit lauter und klarer Stimme wie der Ruf einer silbernen Trompete: „Geht und findet die Euren. Begrabt eure Toten und bringt eure Verwundeten heim.“ Dann ritt er bedrückt weiter zum Palast. Gerade als sie das Tor erreichten, beendete Peter, der beim Gehen Curdie seine Geschichte erzählt hatte, sie mit den Worten:

„Und da kam ich gerade noch rechtzeitig, um die beiden Prinzessinnen zu retten!“

„Die *beiden* Prinzessinnen, Vater? Die auf dem großen roten Pferd war das Hausmädchen,“ sagte Curdie und sauste zum Tor, um es für den König zu öffnen.

Sie fanden, daß Derba vor ihnen zurückgekehrt und schon damit beschäftigt war, für sie Speisen zu bereiten. Der König brachte sein Pferd selbst unter, rieb es ab und fütterte es.

Als sie sich gewaschen, gegessen und getrunken hatten, rief er den Obersten und sagte Curdie und dem Pagen, die Verräter und die Biester herauszuholen und ihn zum Marktplatz zu begleiten.

Zu diesem Zeitpunkt drängten die Leute zurück in die Stadt, wobei sie ihre Toten und Verwundeten trugen. Und es herrschte Wehklagen in Gwyntystorm, denn niemand konnte sich selbst trösten und niemand hatte jemanden, der ihn tröstete. Die Nation war siegreich, aber das Volk war besiegt.

Der König stand in der Mitte des Marktplatzes auf den Stufen des alten Kreuzes. Er hatte seinen Helm zur Seite gelegt und seine Krone aufgesetzt, aber er stand im übrigen in voller Rüstung da und hatte sein Schwert in der Hand. Er rief die Leute zu sich und trotz dem ganzen Terror der Biester wagten sie nicht, ihm gegenüber ungehorsam zu sein. Sogar diejenigen, die ihre Verwundeten trugen, legten sie nieder und näherten sich ihm bebend.

Dann sagte der König zu Curdie und dem Pagen:

„Bringt die schlechten Männer vor mich.“

Er sah sie einen Moment lang mit einer Mischung von Zorn und Mitleid an, dann wandte er sich an das Volk und sagte:

„Seht eure Hoffnung! Ihr Sklaven, seht eure Führer! Ich hätte euch befreit, aber ihr wolltet nicht frei sein. Nun sollt ihr mit eiserner Faust regiert werden, damit ihr lernt, was Freiheit ist, und sie liebt und sucht. Diese Halunken werde ich dorthin schicken, wo sie euch nicht länger verleiten können.“

Er gab Curdie ein Zeichen, der sofort die Beinschlange nach vorn brachte. An den Körper des Tieres banden sie den Lordkämmerer, der vor Entsetzen sprachlos war. Der Butler fing an zu schreien und zu flehen, aber sie fesselten ihn auf den Rücken Keulenkopfs. Die ganzen sieben banden sie einen nach dem anderen auf die größten der Kreaturen, wobei jeder durch den enthüllten Terror wie der Schurke aussah, der er war. Dann sagte der König:

„Ich danke euch, meine guten Biester, und ich hoffe, euch bald zu besuchen. Nehmt diese bösen Männer mit und geht an euren Ort.“

Wie ein Wirbelwind waren sie in der Menge und zerstreuten sie wie Staub. Sie eilten aus der Stadt wie Jagdhunde, wobei ihre Bürden schrien und tobten.

Was aus ihnen wurde, habe ich nie gehört.

Dann wandte sich der König noch einmal an die Leute und sagte: „Geht zu euren Häusern“, gewährte ihnen aber kein weiteres Wort. Sie schlichen nach Hause wie geprügelte Hunde.

Der König kehrte zum Palast zurück. Er machte den Obersten zum Herzog und den Pagen zum Ritter und ernannte Peter zum General aller seiner Bergwerke. Aber zu Curdie sagte er:

„Du bist mein Junge. Mein Kind kann nicht anders als dich lieben und wenn ihr erwachsen seid – falls ihr beide es sein werdet –, sollt ihr heiraten und König und Königin sein, wenn ich nicht mehr da bin. Bis dahin sei des Königs Curdie.“

Irene streckte die Arme nach Curdie aus. Er hob sie in seine und sie küßte ihn.

„Und auch mein Curdie!“ sagte sie.

Danach nannten ihn die Leute Prinz Conrad, aber der König nannte ihn immer nur entweder *Curdie* oder *mein Bergarbeiterjunge*.

Sie setzten sich zum Abendessen und Derba und der Ritter und das Hausmädchen servierten und Barbara saß zur Linken des Königs. Das Hausmädchen schenkte den Wein ein und als sie für Curdie roten Wein eingoß, der im Becher schäumte, als ob er froh war, das Licht zu sehen, aus dem er so lange verbannt gewesen war, sah sie Curdie in die Augen. Und er fuhr auf, sprang von seinem Sitz, fiel auf die Knie und brach in Tränen aus. Und das Hausmädchen sagte mit einem Lächeln, so wie niemand außer einer lächeln konnte:

„Habe ich dir nicht gesagt, Curdie, es könnte sein, daß du mich nicht erkennst, wenn du mich das nächste Mal siehst?“

Dann ging sie aus dem Zimmer und kehrte gleich in königlichem Purpur wieder mit einer Krone aus Diamanten und Rubinen, unter der ihr Haar bis zum Boden und um ihre Füße in Rubinslippers hervorfloß. Ihr Gesicht strahlte vor Freude, die Freude überschattet von einem feinen Nebel wie von Nichterfüllung. Der König erhob sich und ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder. Alle knieten wie zur Huldigung. Dann wollte ihr der König seinen königlichen Stuhl überlassen. Aber sie ließ alle sich setzen und stellte selbst Sitze für Derba und den Pagen an den Tisch. Dann, mit Rubinkrone und im königlichen Purpur servierte sie allen.

## Kapitel 35

### Das Ende

Der König schickte Curdie hinaus in sein Herrschaftsgebiet, um Männer und Frauen zu suchen, die menschliche Hände hatten. Und er fand viele solche, ehrlich und treu, und brachte sie zu seinem Gebieter. So wurde ein neuer und rechtschaffener Hof gebildet und Stärke kehrte zurück zur Nation.

Aber die Staatskasse war nahezu leer, denn der schlechte Mensch hatte alles verschleudert und der König haßte unwillig gezahlte Steuern. Da kam Curdie und berichtete dem König, daß die Stadt auf Gold errichtet war. Und der König sandte nach Männern, erfahren in irdischen Dingen, und sie bauten Schmelzöfen und Peter holte Bergarbeiter und sie schürften das Gold und schmolzen es und der König prägte es zu Geld und richtete damit die Dinge im Land gut ein.

Am selben Tag, an dem er seinen Jungen fand, brach Peter nach Hause auf. Als er Joan, seiner Frau, die gute Nachricht überbrachte, erhob sie sich von ihrem Stuhl und sagte: „Gehen wir.“ Und sie verließen das Häuschen und begaben sich nach Gwyntystorm. Und auf einem Berg über der Stadt bauten sie sich ein warmes Haus für ihre alten Tage, hoch in der klaren Luft.

Als Peter eines Tages die Rückwand des königlichen Weinkellers aufbrach, stieß er auf eine mit Edelsteinen überkrustete Höhle und von dort floß viel Reichtum und der König nutzte ihn klug.

Königin Irene – das war der richtige Name der alten Prinzessin – war hinfort selten lange vom Palast abwesend. Ein- oder zweimal, als sie vermißt wurde, sagte Barbara, die manchmal von ihr zu wissen schien, wo sie hingegangen war, wenn niemand sonst Kenntnis davon hatte, sie sei bei den lieben alten Häßlichen im Wald. Curdie dachte, daß sie vielleicht auch mit anderen zu tun hatte. Alle obersten Räume im Palast waren ihrem Gebrauch überlassen und wenn jemand ihre Hilfe brauchte, mußte er dort hinaufgehen. Aber selbst wenn sie da war, gelang es ihm nicht immer, sie zu finden. Sie jedoch wußte immer, daß jemand nach ihr gesucht hatte.

Eines Tages wollte Curdie sie finden. Als er die letzte Treppe hochstieg, kam ihm der wohlbekannte Duft ihrer Rosen entgegen, und als er die Tür öffnete, siehe! da war derselbe herrliche Raum, in dem sein Handgefühl in ihrem Feuer die magische Wirkung erhielt! Und da brannte das Feuer – ein riesiger Haufen roter und weißer Rosen. Vor der Feuerstelle stand die Prinzessin, eine alte grauhaarige Frau, und ein Stückchen hinter ihr Lina, die langsam mit dem Schwanz wedelte und wie ein Raubtier aussah, das sich kaum zurückhalten kann zu springen, um sich seines Opfers zu versichern. Die Königin warf Rosen, immer mehr Rosen ins Feuer. Schließlich drehte sie sich um und sagte: „Jetzt, Lina!“ – und Lina stürzte sich einwühlend ins Feuer. Da stiegen ein schwarzer Rauch und ein Staub hoch und Lina wurde nie mehr im Palast gesehen.

Irene und Curdie wurden miteinander vermählt. Der alte König starb und sie waren König und Königin. Solange sie lebten, war Gwyntystorm eine bessere Stadt und es gab immer mehr gute Leute in ihr. Aber sie hatten keine Kinder und als sie starben, wählte das Volk einen König. Und der neue König grub und grub im

Felsen unter der Stadt und wurde immer begieriger auf das Gold und beachtete immer weniger sein Volk. Schnell sank es zu seiner alten Bösartigkeit herab. Aber der König fuhr weiter fort zu graben und eimerweise Geld zu prägen, bis das Volk schlimmer war als in den alten Zeiten. Und so gierig war der König auf Gold, daß er, als das Erz begann zu versiegen, die Bergarbeiter dazu brachte, die Pfeiler dünner zu machen, die Peter und seine Nachfolger stengelassen hatten, um die Stadt zu stützen. Und von dem Umfang einer Eiche von tausend Jahren schlugen sie die Pfeiler auf den einer Tanne von fünfzig herunter.

Eines Tages am Mittag auf dem Höhepunkt von Leben und Treiben fiel die ganze Stadt mit einem donnern- den Krach. Die Schreie der Männer und das Kreischen der Frauen stiegen mit dem Staub hoch und dann herrschte eine große Stille.

Wo sich einst der mächtige Felsen auftürmte, dicht bedeckt von Häusern und gekrönt von einem Palast, braust und tobt eine Stromschnelle des Flusses um Steinhindernisse. Ringsum breitet sich eine Wildnis mit Rotwild aus und der bloße Namen Gwyntystorm ist von den Lippen der Menschen verschwunden.

<https://joergkarau-texte.de>